

**Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer
aus Hessen-Nassau und Kurhessen-Waldeck**

Kirche sein im Zwischenraum
Evangelische Kirche vor den Herausforderungen
der Migration **111**

Lutherversessenheit und Gottvergessenheit
Reformation feiern im säkularen Kontext **114**

Parlamentarischer Hürdenlauf
Rückblick auf die 12. Landessynode (2010–2016)
der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck **121**

Eine integrative Kraft seit 125 Jahren
Rückblick auf die Jubiläumsfeier des Pfarrvereins EKKW **125**

Der Schwestern und Brüder gedenken
In memoriam **126**

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Alles Luther, oder was?!“ Lange ist es nicht mehr hin, bald starten die Programme und Feierlichkeiten zu „500 Jahren Reformation“ – wie auch immer das in den einzelnen Kirchen auch formuliert wird. Die Vorbereitungen zu vielen Veranstaltungen sind bereits in vollem Gange. Und so kann man verstehen, dass sich hin und wieder einer vor lauter Luther selbst nicht mehr erkennt.

In einem Pfarrkonvent offenbarte sich kürzlich ein Kollege gegenüber dem Dekan: „Ich habe Lutheritis! Ist das eigentlich ansteckend? Und kann man es heilen?“ – „Höchst ansteckend ist das, zum Glück“, ist man versucht zu antworten, „und heilbar nur in den schlimmsten Fällen!“ Dass es aber mit einem bloßen Luther-Hype nicht getan ist, zeigt Bernd Jaspert in seinem Beitrag unter dem Titel „Lutherversessenheit und Gottvergessenheit – Reformation feiern im säkularen Kontext“ auf Seite 114. Weder „durch allerlei Abbildungen auf Tassen, Schlüsselanhängern und Kerzen, oder durch Lutherspiele aller Art“, noch „durch Abbildungen auf Confetti oder Flaschen mit Luther-Bier oder Luther-Schnaps oder gar durch Pilgern auf seinen Spuren zum Papst in Rom“ könne man sich angemessen auf das kommende Jahr vorbereiten. „Luther begreift man nur, wenn man seine Sprache begreift.“

Umgekehrt ist die teils sperrig-antiquierte, teils hochgeschätzt „ganz andere“ Sprache der Kirchen und der Bibel auch immer wieder Stein des Anstoßes, wie Erik Flügge in seinem Buch unter dem Titel „Der Jargon der Betroffenen. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“ darstellt. Friederike Erichsen-Wendt hat es ausführlich rezensiert (ab Seite 128) und die Gedankengänge nachgezeichnet. Die streitbare Schrift, erst im April 2016 erschienen, erlebte innerhalb weniger Monate eine zweite Auflage und berührt offenbar einen Nerv bei den Leserinnen und Lesern.

Dass die lutherische Welt nicht die einzige christliche ist, wissen wir schon lange, und doch kommt es manchmal ganz unverhofft neu in unser Bewusstsein. Gerade dann, wenn unsere Kirchen – haben wir nicht gestern noch dafür gebetet, dass endlich mehr Menschen in die Gottesdienste kommen? – zur Heimat werden für Leute, die aus anderen Ländern zu

uns kommen. Oft auch gerade deshalb, weil der christliche Glaube etwas in ihnen bewegt hat und sie sich nun in ihren Herkunftsländern nicht mehr sicher fühlen können.

Die Menschen, die dann in den Bänken „unserer“ Kirchen sitzen und „unsere“ Liturgie als Gäste mitfeiern, haben vielfältigste geistliche Hintergründe und legen sie auch nicht an der Kirchentür ab. Ihre charismatischen, pfingstlerischen, weltkatholischen Wurzeln bleiben bestehen, wenn sie versuchen, im gelebten Protestantismus Anschluss zu finden. Erhellende Gedanken darüber, was es bedeutet, wenn unser geistliches Ausschlussdenken (man kann nur einer Kirche angehören!) durch die Praxis ins Wanken gebracht wird, teilt mit uns Dietmar Burkhardt in einem Text, der auf seinen universitären Untersuchungen zum Thema „Evangelische Kirche als Einwanderungskirche“ fußt (S. 111).

Burkhardt zitiert darin unter anderem die amerikanische Theologin Letty Russell, die klarstellt: „Gott selbst lädt zu sich an seinen Tisch ein. Die Gemeinde ist also ihrerseits Eingeladene und nicht Einladende.“ „Die“ als Gäste, „wir“ als Gastgeber? „Unsere“ Kirche, in die wir „die Anderen“ einladen? Solche Differenzierungen passen nicht gut zum bald 500 Jahre zählenden Protestantismus. Spätestens, wenn wir mit Moltmann die Normen christlicher Theologie in der Zukunft, im Eschaton erblicken, können diese Kriterien nicht mehr aufrechterhalten werden.

Was aber wäre das für eine, wie sähe eine solche Kirche aus, in der wir selbst zu den Gästen gehören? Für mich persönlich ist das die spannendste Frage dieses Jahres, in dem wir von einer Krise globaler Migration herkommen und auf die Selbstbesinnung und Darstellung der *ecclesia semper reformanda* im Jubiläumsjahr zugehen. Schenke uns Gott viele bewegende Antworten darauf.

Dies und eine gesegnete Lektüre wünscht sich und Ihnen

Ihr Ingo Schütz

Evangelische Kirche vor den Herausforderungen der Migration

Dietmar Burkhardt

Dieser Artikel beruht auf den Ergebnissen des Forschungsprojekts „Evangelische Kirche als Einwanderungskirche – Folgerungen für die Gemeindeentwicklung und die Ekklesiologie“, das ich von 2011–2014 im Auftrag der Kirchenleitung der EKHN vorwiegend in Frankfurt am Main durchführte. Wissenschaftlich angesiedelt war es am Fachbereich Evangelische Theologie, dort in der Praktischen Theologie. Wissenschaftlich betreut wurde es von Prof. Dr. Günter Heimbrock, die wissenschaftlichen Grundlagen bildeten die empirische Theologie, die biographische Migrationsforschung sowie Elemente der Qualitativen Sozialforschung. Das Forschungsfeld waren vornehmlich die westlichen Stadtteile Frankfurts, also die Kirchengemeinden im alten Dekanat Frankfurt am Main-Höchst, aber auch Migrationsgemeinden und Kirchen in anderen europäischen Ländern wie Italien, Österreich, Schweiz oder den Niederlanden.

Die Forschungsfrage lautete: „Was geschieht, wenn evangelische Christinnen und Christen mit und ohne Migrationsgeschichte sich im Raum von Kirche begegnen und was fördert oder hindert solche Begegnungen?“ Aus Interviews und eigenen Feldversuchen wurde beobachtet, dass Fremde oftmals im Raum von Kirche nicht wahrgenommen werden. Sie beschreiben oft, es werde durch sie hindurch geschaut. Georg Simmel hat dazu einmal gesagt, Fremde würden in die Nicht-Existenz verschoben.¹

„Fremde“ treten nicht mehr nur in Gestalt von Muslimen oder Orthodoxen in Erscheinung, es sind die eigenen und doch manchmal so kulturell fremden Glaubensgeschwister, die an der Kirchentür stehen. So zeigt etwa der Hessische Integrationsmonitor von 2013, dass mehr als zwei Drittel der Einwandernden einer christlichen Gemeinschaft angehören.² Nicht zuletzt aufgrund aktueller Fluchtbewegungen wird ihre Zahl in den kommenden

Jahren stetig steigen. In den westlichen Stadtteilen von Frankfurt am Main betrug der Anteil der evangelischen Kirchenmitglieder mit fremden Wurzeln im Jahr 2012 bereits 33 Prozent, der der Kinder unter sieben Jahren lag bei knapp unter 50 Prozent, das haben eigene empirische Untersuchungen ergeben.

Von Fremdheit und Zugehörigkeit

Evangelische Gemeinden in Form der Pfarchie konstruieren normalerweise ihre Identität und Gestalt in Kategorien von „drinnen oder draußen“ und „entweder – oder“. Das Denken bildet also ganz automatisch eigene und fremde Räume und damit auch Grenzen. Die einheimischen Kirchen sehen Gemeinden anderer Sprache und Herkunft oft zuerst als die „Anderen“, denen man mit Gastfreundschaft und diakonisch motivierter Hilfsbereitschaft begegnet. Das gemeindliche Leben gleicht vielerorts eher einem Nebeneinander als einem Miteinander. Aber auch fremde evangelische Christinnen und Christen werden meist nicht wirklich wahrgenommen, solange sie nicht beharrlich zeigen, dass sie dazugehören wollen. Dann aber werden sie oft „nostrifiziert“, also ungefragt eingemeindet. Die kulturellen, sprachlichen und spirituellen Unterschiede werden dabei oft übersprungen.

Universelle Botschaft und klerikale Engführung

Die zentrale theologische Frage in der Forschung lautet, wie sich die universelle Botschaft des Evangeliums – gerichtet an die ganze Welt und an alle Völker (vgl. Mt. 28, Eph. 2,19 oder Röm. 15,7) – und die organisatorische Partikularität des protestantischen Christentums zueinander verhalten.

Volker Küster, Professor für Religions- und Missionswissenschaft an der Universität Mainz, stellt die europäischen Kirchen und ihre Theologien in den Kontext der Globalisierung und des Internets und sagt ihnen nach, die einstigen „Vorreiter einer globalen Bewegung der weltweiten Ausbreitung des Christentums und der ‚großen Tradition‘ europäischer Theologie“ würden „stets

¹ Simmel, Georg (2010): Exkurs über den Fremden. In: Sternstunden der Soziologie: wegweisende Theoriemodelle des soziologischen Denkens. Frankfurt am Main [u.a.]: Campus-Verl, S. 59–64.

² FuhrG: Religiosität in Hessen 2013.

provinzieller“.³ Die Diakoniewissenschaftlerin Bianca Dümling, seit 2014 stellvertretende Leiterin des Berliner Instituts für Urbane Transformation, verschärft Küsters Einschätzung der europäischen Theologie noch. Sie kritisiert besonders: „Nicht nur im säkularen Bereich wird der Möglichkeit, dass eine unsichtbare Welt existiert, kaum Raum gegeben, auch bei der Mehrzahl von Vertretern der evangelischen Theologie ist eine rationalistisch-reduzierende Interpretationsweise religiöser Erfahrungen zu finden. Dies hat [...] Auswirkungen auf die biblische Hermeneutik und demzufolge auch auf Beziehungen zu Migrationskirchen.“⁴ Und ich füge hinzu, auch zu christlichen Migrantinnen und Migranten.

Für Claudia Währisch-Oblau, Leiterin der Abteilung Evangelisation bei der Vereinten Evangelischen Mission in Wuppertal, werden Muttersprache, Heimatkultur und Glaube im Selbstverständnis kirchlich hochverbundener Menschen „so eng zusammen gedacht, dass eine konkrete Gemeinde nur als ethnisch-kulturelle Einheit vorstellbar ist“.⁵

Das „Dazwischen“ als Raum der Interkulturalität

Zugewanderte Protestanten dagegen, so haben eigene Forschungen ergeben, konstruieren ihre Identitäten im „Sowohl als auch“. Sie sind nicht aus Nigeria *ausgewandert* und in Deutschland *eingewandert*, so als hätten sie dort alles zurückgelassen. Die Beziehungen zum Herkunftsland werden, soweit das möglich ist, aufrechterhalten. Sie verankern sich sowohl kulturell als auch konfessionell mehrfach, in der Kirchengemeinde und in ihrer „Migrationsgemeinde“. Sie können auch zugleich pfingstlerisch und lutherisch sein, die Dichotomien europäischer Theologie sind ihnen fremd, denn ihre Identitäten sind meist transnational.

Die Frage lautet also: Wie können Protestantinnen und Protestanten von so unterschiedlicher Couleur gemeinsam Kirche sein? Die Antwort liegt im „Dazwischen“.

Seit die postkoloniale Theorie in alle geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Dis-

ziplinen ausstrahlt, ist der Kulturwissenschaftler Homi K. Bhabha mit seinem Konzept des „Dritten Raumes“ auch zu einer Denkfigur in der Theologie geworden.⁶ Der in Indien geborene Bhabha ist ein parsischer Linguist und Theoretiker des Postkolonialismus, zurzeit lehrt er an der amerikanischen Harvard University. Der Dritte Raum wird von Bhabha als ein Zwischenraum verstanden, der niemandem gehört und in dem Menschen aus ihren eigenen Räumen zusammenkommen und ihn gemeinsam gestalten. Dazu handeln sie kulturell aus, was in diesem Raum gilt.

In einer Wohngemeinschaft ist meist die Küche dieser Zwischenraum, in dem ausgehandelt werden muss, was in ihm gilt. Natürlich gibt es in diesen Aushandlungsprozessen Konflikte, Missverständnisse, aber auch Übereinkünfte. Auf die WG bezogen: Es muss ausgehandelt werden, wie das organisiert wird, das Einkaufen, das Abspülen, die Ordnung im Kühlschrank etc.

Eine Gemeinde kann selbst zu einem „Zwischenraum“ werden, so ein weiteres Ergebnis des Forschungsprojekts, wenn sie gängige normative Engführungen hinterfragt und damit „das Eigene“ relativiert. Damit eröffnet sich anderen die Möglichkeit, Neues in diese Räume hineinzutragen und sie so zu Zwischenräumen werden zu lassen.

Die Theologin Andrea Bieler, Professorin für Praktische Theologie an der Universität Wuppertal, bezieht Homi Bhabhas Konzept des „Dritten Raumes“ auf Kirche und Theologie. Für Bieler ist „Zwischenraum“ ein theologischer Begriff mit einer eschatologischen Dimension, der sich dem einfachen Rückgriff auf Traditionen verweigert. Sie fragt, wie aus monokulturell angelegten Gottesdiensten interkulturelle Gottesdienste im Zwischenraum werden können.

Ein ähnliches Konzept vertritt die amerikanische Theologin Letty Russell mit ihrer „Theology of God’s Welcome in a World of Difference“.⁷ In ihr lädt Gott zu sich an seinen Tisch ein. Die Gemeinde ist also selbst Eingeladene und nicht Einladende. Damit sind alle

3 Küster, Volker (2011): Einführung in die Interkulturelle Theologie. Stuttgart: UTB (UTB S [Small-Format]).

4 Dümling, Bianca (2011): Migrationskirchen in Deutschland. Orte der Integration. Frankfurt am Main: Lembeck, S. 82

5 Claudia Währisch-Oblau: Nach Hautfarben sortiert. In: Zeitzeichen November 2009, S. 29 ff.

6 Bhabha, Homi K. (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg (Stauffenburg discussion, 5).

7 Ernst-Habib, Margit (2013): Subversiv kirchlich. Letty Russells (1929-2007) Theologie und reformierte Identität. In: Reformierte Theologie weltweit : Zwölf Profile aus dem 20. Jahrhundert. Zürich: Theologischer Verlag Zürich, S. 267–292.

Gäste und die Theologie der Gastfreundschaft meint damit die Gastfreundschaft Gottes und nicht die einer Gemeinde. Im Einzelnen liegen Russells Konzept vier theologische Denkbewegungen zugrunde:

Mit Jürgen Moltmann beharrt sie darauf, dass die Norm christlicher Theologie in der Zukunft liegt, der neuen Schöpfung Gottes in Jesus Christus. Exodus, Christusgeschehen oder Schöpfung sind „memories of the future“. Das setzt aus eschatologischer Perspektive ein „Denken von der anderen Seite“ her in Gang.⁸

In ihrer Ekklesiologie ist die zentrale Metapher die des christologisch definierten „runden Tisches“. Die Kirche hat keine essentiellen Wesenszüge aus und in sich selbst. Russells Ekklesiologie ist immer vorläufig, offen, theozentrisch und nicht ekklesiozentrisch. Das Gespräch am Runden Tisch ist darauf angelegt, der Tradition Widerworte zu geben. Ihre Frage lautet: Wo finden sich in der Vergangenheit Zeichen von Gottes heilvollem Handeln und wie können diese Zeichen für die Kirche von heute fruchtbar gemacht werden?

Letty Russells theozentrische und christozentrische Theologie der Gastfreundschaft geht von dem Satz in Römer 15,7 aus: Darum nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob. Daraus folgt für Russell: „Wenn eine christliche Gemeinschaft ihre Identität in Christus nicht als das Zentrum ihres Lebens versteht, dann wird sie anderen wenig Großzügigkeit und Barmherzigkeit zu teilwerden lassen können. [...] wenn sie kein Gefühl ihres eigenen Selbstwertes besitzen, das sie anderen mitteilen könnten, so haben auch Kirchen ohne Identität und Selbstwertgefühl wenig mit anderen zu teilen.“

Kirchengemeinden als Zwischenräume

Russells Theologie gewinnt in der Gegenwart eine andere Färbung. Denn der landeskirchliche Protestantismus kann sich angesichts von Pluralisierung, Transnationalisierung und Globalisierung seiner Identität als christliche Gemeinschaft keineswegs sicher sein. Wenn eine Kirchengemeinde aber einen Zwischenraum entwickelt, kann sich darin Interkulturelles ereignen. Und wenn sich ihre Akteure selbst als durch Christus Eingeladene

verstehen, dann kann sich gleichberechtigte Teilhabe aller entwickeln.

So habe ich das auch in Frankfurt-Griesheim erlebt. Sie hatten mich eingeladen, zum Thema „Umgang mit den Fremden“ einen Gottesdienst zu gestalten. Ich betrat die Kirche und mein ganzes Konzept für den Gottesdienst konnte ich vergessen. Denn da saß eine sehr bunte Gottesdienstgemeinde, sowohl den Hautfarben nach, den Lebensformen oder dem Alter nach. Ich wollte einer vermeintlich mono-ethnischen deutschen Gottesdienstgemeinde „die Fremden“ näherbringen, das war mein Ansatz gewesen. Doch da saßen sie nun, die Fremden und bildeten gemeinsam das Eigene. Nicht nur in Frankfurt-Griesheim entwickeln sich so zunehmend „bunte“ Gemeinden. Hat erst einmal der Prozess der interkulturellen Öffnung begonnen, so ist er meist nicht mehr zu stoppen.

Zugewanderte Christinnen und Christen sind Geschwister, so heißt es auch in der vom Rat der EKD herausgegebenen Erklärung „Gemeinsam evangelisch“.⁹ Das bedeutet, dass Gottesdienste, Gemeindegarbeit sowie die religiöse Bildung sich dem Anspruch der Interkulturellen Situation stellen müssen. Gottesdienste sollten sprachlich und kulturell geöffnet werden. Interkulturelles Training sollte für alle Berufsgruppen zur Selbstverständlichkeit werden. Programme zur Gewinnung von Mitarbeitenden mit fremden Wurzeln sollten aufgelegt und Wege gesucht werden, ausländische Hochschulabschlüsse anzuerkennen oder gleichzustellen.

Der Raum des Dazwischen bleibt ein Raum des Experiments. Ein wenig mehr Aufbruch und Neugier auf diejenigen, die neu dazukommen und das, was sie an Fragen, Gewohnheiten und Erwartungen mitbringen, täte Kirche gut. Gott lädt alle ein, als gleichberechtigte Gäste an einem Tisch zu sitzen.

Dietmar Burkhardt
Blütenallee 47, 64291 Darmstadt

⁹ Ad-hoc-Kommission zur Zukunft der Arbeit mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft (2014): *Gemeinsam evangelisch! Erfahrungen, theologische Orientierungen und Perspektiven für die Arbeit mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft*. Hannover: Evangelische Kirche in Deutschland (EKD-Texte, 119). Online verfügbar unter http://www.ekd.de/download/ekd_texte_119.pdf.

⁸ Russell, Letty M.: *Willkommen bei Gott. Postkoloniale Analysen und die Theologie der Gastfreundschaft in: Schlangenbrut e.V., 2010 Band: 109/110.*

LUTHERVERSESSENHEIT UND GOTTVERGESSENHEIT

Reformation feiern im säkularen Kontext¹

Bernd Jaspert

Einige Jahre nach dem Tod Martin Luthers hatte sein Freund und Mitstreiter Philipp Melancthon behauptet, dieser habe seine 95 Thesen² zu einer akademischen Disputation am 31. Oktober 1517 an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg angeschlagen.³

Wenn nun, 500 Jahre später, am 31. Oktober 2017 der Beginn der Reformation gefeiert wird, sollte man sich darüber im Klaren sein, dass das reformatorische Geschehen kein einheitlicher Vorgang war, sondern dass es damals eine große Vielfalt an Formen und Abläufen der Reformation gab.

Immerhin gilt das Datum des 31. Oktober 1517 als der „Beginn des öffentlichen Bekannt- und Berühmtwerdens Luthers und damit als Beginn der Reformation als eines Öffentlichkeitsgeschehens“.⁴

Zumindest im deutschsprachigen Bereich hat sie „sich auf verschiedenen Ebenen und in verschiedenen Territorien und Städten des

Reichs auf überaus komplexe und lokal ganz unterschiedliche Weise vollzogen“.⁵

Neben den beiden Hauptzentren Wittenberg und Zürich wären hier viele Orte und Regionen zu nennen, in denen die Reformation als Ratsreformation, Städtereformation, Fürstenreformation und territoriale Reformation durchgeführt wurde, wobei die Grenzen in einigen Fällen durchaus fließend waren und einzelne Persönlichkeiten eine besondere Rolle spielten.⁶ Meistens stand das gottesdienstliche Leben der christlichen Gemeinden im Mittelpunkt des reformatorischen Interesses vieler Christen.

Außerdem ist nicht zu übersehen, dass mehrere Faktoren die Reformation erst möglich machten. Dazu gehörten „Luthers Überzeugungskraft, die politischen Strukturbedingungen in Deutschland, die Entfremdung des Reichs vom Papsttum und der apokalyptische Schwung um 1520“⁷ und – nicht zu vergessen – der im 15. Jahrhundert von Johannes Gutenberg erfundene, von Luther und den anderen Reformatoren als neues Medium weidlich genutzte Buchdruck.

In dem anfangs 2016 erschienenen Buch „Luther lesen“ stellte der Osnabrücker Kirchenhistoriker Martin H. Jung mit Blick auf das Jubiläum im Jahr 2017 in Abstimmung mit der VELKD zentrale Texte Martin Luthers zu verschiedenen Themen zusammen. In der Einführung schrieb er, und ich kann ihm nur zustimmen:

„Martin Luther – er hat mich immer fasziniert, aber er hat mich manchmal auch abgestoßen. Er hat mich immer inspiriert, aber manchmal habe ich ihn auch nicht verstanden.“⁸

1 Vortrag vom 3. 7. 2016 im Haus Oranien in Fulda vor dem Landeslektorentag der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Das Thema wurde mir von den Veranstaltern gestellt.

2 Lat. Original in: WA 1, 233-238; dt. Übers. in: U. Köpf (Hg.), Reformationszeit 1495-1555, in: Rainer A. Müller (Hg.), Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung, Bd. 3 (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 17003), Stuttgart 2001 (ND 2002, 2006, 2010), 102-111.

3 Vgl. CR 7, Nr. 5253, Sp. 1121. Der Göttinger Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann hält – mit einem kleinen Teil der heutigen evangelischen und katholischen Kirchenhistoriker – den Thesenanschlag am 31. 10. 1517 für wahrscheinlich; vgl. Thomas Kaufmann, Martin Luther (bsr 2388), München 2006 (2014), 49; ders., Geschichte der Reformation, Frankfurt a. M./Leipzig 2009 (2010), 182. Immerhin räumt er ein, dass eine kirchengeschichtliche Wirkung von dem Anschlag nicht ausgegangen ist, sondern allein vom Druck der Thesen und den Briefen, die Luther zusammen mit den Thesen an verschiedene Bischöfe geschickt hat (vgl. a.a.O., 186). Der Thesenanschlag war nach Thomas Kaufmann, Der Anfang der Reformation. Studien zur Kontextualität der Theologie, Publizistik und Inszenierung Luthers und der reformatorischen Bewegung (SMHR 67), Tübingen 2012, 167, ein „memorialkultureller Kristallisationspunkt“ für den Protestantismus; vgl. auch Thomas Kaufmann, Reformationsgedenken in der frühen Neuzeit. Bemerkungen zum 16. bis 18. Jahrhundert, ZThK 107 (2010) 285-324. Eine andere Erklärung für Luthers enorme Nachwirkung bei Berndt Hamm, Der frühe Luther. Etappen reformatorischer Neuorientierung, Tübingen 2010, 90ff.

4 Hamm, a.a.O., 90.

5 Köpf (Hg.), Reformationszeit 1495-1555 (wie Anm. 2), 13; vgl. auch Volker Leppin, Das Zeitalter der Reformation. Eine Welt im Übergang, Darmstadt 2009 (ND 2014); ders., Die Reformation, Darmstadt 2013.

6 Vgl. Köpf, a.a.O., 15f.

7 Kaufmann, Martin Luther (wie Anm. 3), 47.

8 Luther lesen. Die zentralen Texte. Auf der Grundlage von Kurt Alands „Luther deutsch“ bearb. u. komment. v. Martin H. Jung, hg. v. Amt der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD), Göttingen/Bristol, CT, 2016, 9.

Auch darin hatte Jung recht, dass über Luther viel geschrieben wird, und auch, dass es sich lohnt, ihn „selbst zu lesen und selbst zu beurteilen“.⁹ Das ist zwar schwer. Denn meistens schrieb er auf Latein „oder in einem Deutsch, das nicht mehr das unsere ist“.¹⁰ Man muss seine Texte also in unsere heutige Sprache übersetzen, und das ist nicht einfach.

Damit ist schon das Hauptmerkmal benannt, das mir wichtig zu sein scheint, um Luther zu verstehen: die Übersetzung.

1. Übersetzung

Luther, der „zu den bekanntesten, berühmtesten und zugleich umstrittensten Personen der deutschen Geschichte“¹¹ gehört, begreift man nicht, indem man ihn sich untertan macht: sei es durch Comics oder durch allerlei Abbildungen auf Tassen, Schlüsselanhängern und Kerzen, oder durch Lutherspiele aller Art, durch Abbildungen auf Confetti oder Flaschen mit Luther-Bier oder Luther-Schnaps oder gar durch Pilgern auf seinen Spuren zum Papst in Rom. Luther begreift man nur, wenn man seine Sprache begreift. Und die wurde 500 Jahre von uns entfernt gesprochen und geschrieben, sei es Latein, sei es Deutsch.

Man hat behauptet, er selbst habe erst das Deutsche zu dem gemacht, was seither in diesem Land gesprochen und geschrieben wurde: zu einem Verständigungsmittel zwischen den in ganz verschiedenen Gegenden woh-

nenden und ganz verschiedene Dialekte sprechenden Menschen, den „Deutschen“.

Fragt man, wer „die Deutschen“ sind, bekommt man – je nach Standort und Situation, nach Bildung und Ausbildung, nach Geschmack und Toleranz – ganz unterschiedliche Antworten. Sie alle aber eint eine Sprache: das Deutsche. Und Luther soll – unter Benützung der sächsischen Kanzleisprache – mit seiner Bibelübersetzung (an der er übrigens nicht allein gearbeitet hat, sondern mit einem ganzen Stab von Männern der theologischen Wissenschaft und der kirchlichen Praxis) viel dazu getan haben, dass es seither in ganz Deutschland gesprochen, geschrieben und verstanden wird.¹² Gemeint ist natürlich das so genannte Hochdeutsche, das sich vom Plattdeutschen und den vielen Dialekten hierzulande teilweise erheblich unterscheidet.

Die Übersetzungsleistung Luthers ist heute unbestritten. Das gilt nicht nur für seinen Umgang mit dem Lateinischen und anderem fremden Sprachgut,¹³ es gilt auch für das Verstehen des Deutschen selbst. Dabei war nicht nur eine gewisse Anmut, sondern auch eine Sprachgewalt für ihn kennzeichnend.¹⁴ Beide setzte er bewusst als Verständigungsmittel ein, immer mit dem Ziel, die Menschen in den Kirchen (und das waren seinerzeit zumeist Menschen aus der Unter- und der Mittelschicht) zu erreichen.

In seinen Tischreden brauchte er solche Übersetzungsleistungen nicht vorzunehmen. Denn seine Tischgenossen waren, soweit wir es aus den Aufzeichnungen wissen, meistens Akademiker, die sowohl Latein als auch Deutsch konnten. Deshalb konnte sich Luther in seinen Tischreden einer – heute kaum noch verstehbaren – Sprachmischung bedienen. Hier brauchte er nicht zu überlegen, wie er sich verständlich machte. Er benutzte, wie die meisten Akademiker seiner Zeit, einen Mix

9 A.a.O., 12. Für eine der besten neueren Einführungen in Leben und Werk Luthers halte ich *Ulrich Köpf*, *Martin Luther. Der Reformator und sein Werk*, München 2015. Vgl. aus der Fülle der Literatur zur Einführung in Leben, Werk und Nachwirkung Luthers außerdem *Martin Brecht*, *Martin Luther*, 3 Bde. (Studienausg.), Stuttgart 1994; *Gerhard Ebeling*, *Luthers Seelsorge. Theologie in der Vielfalt der Lebenssituationen, an seinen Briefen dargestellt*, Tübingen 1997 (ND 1999); *Volker Leppin*, *Luther privat. Sohn, Vater, Ehemann*, Darmstadt 2006; *Oswald Bayer*, *Martin Luthers Theologie. Eine Vergegenwärtigung*, Tübingen 2007; *Dietrich Korsch*, *Martin Luther. Eine Einführung* (UTB 2956), Tübingen 2007; *Athina Lexutt*, *Luther* (UTB 3021), Köln/Weimar/Wien 2008; *Volker Leppin*, *Martin Luther*, Darmstadt 2010; *Albrecht Beutel* (Hg.), *Luther Handbuch* (UTB 3416), Tübingen 2010; *Harm Kluetting*, *Luther und die Neuzeit*, Darmstadt 2011; *Thomas Kaufmann*, *Martin Luther* (bss 2388), München 2014; *Reinhard Schwarz*, *Luther* (UTB 1926), Göttingen 2014; *Volker Leppin*, *Die fremde Reformation. Luthers mystische Wurzeln*, München 2016; *Heinz Schilling*, *Martin Luther. Rebelle in einer Zeit des Umbruchs*, München 2014; *Volker Leppin/Gury Schneider-Ludorff* (Hg.), *Das Luther-Lexikon. Unter Mitarbeit v. Ingo Klitzsch, Regensburg* 2015; *Reinhard Schwarz*, *Martin Luther. Lehrer der christlichen Religion*, Tübingen 2016.

10 Jung, *Luther lesen* (wie Anm. 8), 12.

11 Köpf, *Martin Luther* (wie Anm. 9), 9.

12 Dass Luther ein Sprachkünstler war und dabei bes. die ihm vom Mittelalter her vertraute Rhetorik des Herzens beherrschte, hat die Germanistin *Birgit Stolt* nachgewiesen; vgl. *Birgit Stolt*, *Martin Luthers Rhetorik des Herzens* (UTB 2141), Tübingen 2000. Vgl. auch *Werner Besch*, *Die Rolle Luthers in der deutschen Sprachgeschichte* (SPHKAW 12), Heidelberg 1999; *ders.*, *Luther und die deutsche Sprache. 500 Jahre deutsche Sprachgeschichte im Lichte der neueren Forschung*, Berlin 2014.

13 Vgl. *Birgit Stolt/Herbert Wolf*, *Luther, die Bibel und das menschliche Herz*, Wiesbaden 1983.

14 Vgl. *Birgit Stolt*, *Anmut und Sprachgewalt*, *LuJ* 81 (2014) 346-350.

aus Latein und Deutsch, um seine Gedanken auszudrücken.¹⁵

Wenn es nach Überzeugung Luthers in der Theologie im Wesentlichen darum ging, Gott zur Sprache zu bringen, dann war die Sprache eines der wichtigsten Hilfsmittel, Gott zu verstehen. Deshalb war er „ein Mann des Wortes“.¹⁶ Darauf haben sich viele Theologen und Theologinnen seit dem Aufkommen der so genannten Dialektischen Theologie nach dem Ersten Weltkrieg eingestellt.

Aber für Luther waren Glaubenssprache und Alltagssprache nicht identisch. Beim Übersetzen des Wortes Gottes ins Leben der Menschen hinein, so dass sich die Menschen davon angesprochen (in Anspruch genommen) und getroffen fühlten, ging es also um eine Sprachkompetenz.¹⁷

Um ihnen das Wort der Bibel nahe zu bringen, musste es ihr Wort werden. Deshalb meinte Luther, man müsse den Leuten aufs Maul schauen, um ihre Sprache zu verstehen und von daher auch die Bibel so übersetzen zu können, dass ihre Sprache und die der Leute, an die sich die Übersetzung heute richte, eins würden.

Luther war zwar ein „Sprachkünstler“,¹⁸ aber das Übersetzen der Bibel fiel ihm nicht leicht, auch wenn er das Neue Testament nach einem Gespräch mit Melanchthon über einige unbefriedigende Übersetzungsarbeiten anderer Autoren in knapp drei Monaten während seines Exils auf der Wartburg bei Eisenach im Winter 1521/22 ins Deutsche übersetzte. Er war nämlich der Überzeugung, die bisherigen Übersetzungen verdunkelten das göttliche Wort mehr, als dass sie es erhellten, das Neue Testament sei aber die Grundlage des christlichen Glaubens und deshalb müsse es „in je-

dermanns Hand, jedermann vor Augen und Ohren und im Herzen sein“.¹⁹

Auch für Luther traf zu, was der Tübinger Kirchenhistoriker Oberman schrieb:

„Das im Ergebnis offene und damit notwendigerweise gemeinsame Suchen nach der richtigen Übersetzung schließt die Gewißheit des Glaubens nicht aus, und das Vertrauen in das Wort Gottes macht die kritische Erforschung des Textes nicht überflüssig. Niemandem öffnet sich die Schrift in gleicher Weise, und mancher verirrt sich in ihr [...]. Nicht wer alles weiß, sondern wer sich weissen läßt, findet in der Bibel festen Grund.“²⁰

Insofern ist Luthers letzter Satz, den er kurz vor seinem Tod niederschrieb, „Wir sind Bettler“, „nicht nur Standortbestimmung vor Gott, sondern auch Eingeständnis seiner Fehlbarkeit vor den Menschen“.²¹

Die Beobachtung stimmt also, dass es grundsätzlich „bei historischen Texten kein ‚endgültiges Verständnis‘ gibt“,²² dass sich jede Epoche von neuem um ein Verstehen des Gegebenen bemühen muss. „In Luthers Fall kommt ein subjektives, häufig von Legendenbildung und Vorurteilen beeinflusstes Vorverständnis seiner Person dazu.“²³

Schon bei den früheren Jubiläumsfeiern in den Jahren 1617, 1717, 1817, 1917 zeigte sich eine „Lutherversessenheit“.²⁴ Sie bewegte nun auch die EKD dazu, mit Blick auf den Oktober 2017 eine Luther-Dekade auszurufen (2008-2017) und eigens eine Beauftragte für die Gedenkfeiern des wahrscheinlich nie

15 Vgl. Birgit Stolt, Die Sprachmischung in Luthers Tischreden. Studien zum Problem der Zweisprachigkeit (SgF 4), Stockholm/Göteborg/Uppsala 1964. Köpf, Martin Luther (wie Anm. 9), 10, hat darauf hingewiesen, dass Luthers Werk sich durch diese Zweisprachigkeit „von der Hinterlassenschaft vieler Gelehrter seiner Zeit“ unterscheidet und dass „er der erste große Briefschreiber in deutscher Sprache“ war.

16 Albrecht Beutel, Sprache, in: ders. (Hg.), Luther Handbuch (wie Anm. 9), (249-256) 249.

17 Vgl. Hans-Martin Barth, Die Theologie Martin Luthers. Eine kritische Würdigung, Gütersloh 2009, 135f. Zu Luthers Übersetzungsleistung vgl. Heinz Blanke, Bibelübersetzung, in: Beutel (Hg.), Luther Handbuch (wie Anm. 9), 258-265.

18 Vgl. Heiko A. Oberman, Luther. Mensch zwischen Gott und Teufel, Berlin 1983, 315-320.

19 Zitiert nach Andrea van Dülmen, Luther-Chronik. Daten zu Leben und Werk (dtv 3253), München 1983, 86.

20 Oberman, a.a.O. (wie Anm. 18), 319.

21 A.a.O., 320.

22 Stolt, Martin Luthers Rhetorik des Herzens (wie Anm. 12), VII.

23 A.a.O., IX.

24 Vgl. die Aufsätze in ZKG 93 (1982) H. 1; Peter Lünig, Ungesicherte Identität. Ein kritischer Überblick über die geschichtlichen Reformationsjubiläen, Cath(M) 66 (2012) 143-150; Marianne Carbonnier-Burkhard, Die Reformationsjubiläen. Protestantische Konstruktionen (17.-20. Jahrhundert), in: Petra Bosse-Huber/Serge Fornerod/Thies Gundlach/Gottfried Wilhelm Locher (Hg.), 500 Jahre Reformation. Bedeutung und Herausforderungen. Internationaler Kongress der EKD und des SEK auf dem Weg zum Reformationsjubiläum 2017 vom 6. bis 10. Oktober 2013 in Zürich, Zürich 2014, 217-235.

stattgefundenen Thesenanschlags des 31. Oktober 1517²⁵ zu berufen.²⁶

Das Jubiläum ist aber nur sinnvoll, wenn es die Menschen dazu bringt, Luthers Gedanken in seinen 95 Thesen und auch ansonsten ernst zu nehmen und zu fragen, was es bedeutet, Gott in seinem Wort²⁷ als den Gott zu verstehen, der mit alledem, was er sagt und tut, uns heute meint, so wie er die Menschen je und je früher gemeint hat.

Es gilt also, das Wort „Gott“ für die heutige Zeit – und zwar nicht nur für die Christen, für die aber in erster Linie – in seinem Wesen und in seinem Anspruch an die Menschen zu verstehen. Das heißt, die „Gottvergessenheit“ muss aufgegeben werden. Die Frage ist: Wie kann das geschehen? Antwort: Indem wir Luther und sein Anliegen ernst nehmen.

2. Luther ernst nehmen

Das geschieht – abgesehen von einer Reihe von Neuerscheinungen auf dem theologischen Buchmarkt – heute nicht mehr oft. Denn viele halten Luther, besonders in seinen Äußerungen über die Bauern, die Juden und zu gesellschaftlichen Problemen, für überholt und meinen deshalb, er sei heute nicht mehr ernst zu nehmen. Dabei wird allerdings leicht übersehen, dass er ein Mensch des 16. Jahrhunderts war und in einer ganz anderen gesellschaftlichen Umgebung lebte als wir heute. Die so genannte Aufklärung des 18. Jahrhunderts stand ebenso noch aus wie das zunehmende Verständnis anderer Glaubens- und Lebensweisen und die Annäherung der Religionen aneinander im 20./21. Jahrhundert. Letzteres ein Vorgang, der immer noch andauert und mit dem die kriegerischen und terroristischen Auseinandersetzungen im Na-

men von Religionen immer noch nicht erledigt sind.

Luther heute ernst nehmen bedeutet also, ihn mit seinen Anliegen verstehen und in die heutige Zeit übersetzen. Erforderlich ist somit eine Aktualisierung Luthers. Dass sie allerdings von Comics und Abbildungen seines Konterfeis auf Tassen und sonstigen Geräten des täglichen Gebrauchs ebenso wenig zu leisten ist wie auf Jubiläumsveranstaltungen aus Anlass des angeblichen Thesenanschlags vom 31. Oktober 1517, sollte klar sein.

Aber wie dann?

Die Antwort ist einfach: Luther muss zuerst einmal im Original, das heißt, in den Texten, die er geschrieben hat, wahrgenommen werden. Und das ist schwer. Denn viele beherrschen das Latein nicht mehr, in dem er schrieb, und für andere ist das Deutsch, das er in seinen schriftlichen Äußerungen hinterließ, heute nicht mehr verständlich. Außerdem ist sein Werk so umfangreich, dass es ein Einzelner kaum mehr überschauen kann.²⁸

Deshalb ist für das Verstehen Luthers auch heute wie in allen Generationen nach ihm eine Übersetzungsarbeit notwendig. Sie zu leisten, haben sich vor allem Theologen und Historiker, aber auch Germanisten und Soziologen, Männer und Frauen, an die Arbeit gemacht. So gibt es tatsächlich moderne, hilfreiche Luther-Ausgaben,²⁹ in denen man die Gedanken des Mannes aus dem 16. Jahrhundert gut kennen lernen kann.

Dass es heute – 500 Jahre nach der Reformation – immer noch Neues an Luther, seinem Leben und Werk, zu entdecken gibt, zeigt zum Beispiel ein Buch wie das des Historikers Volker Reinhardt, „Luther, der Ketzer“, in dem sein Verhältnis zur damaligen römisch-katholischen Kirche neu untersucht wird.³⁰

25 Das hatte schon der katholische Reformationshistoriker *Erwin Iserloh* behauptet und immer mehr evangelische Kirchenhistoriker geben ihm recht; vgl. *Uwe Wolff*, Iserloh. Der Thesenanschlag fand nicht statt. Hg. v. *Barbara Hallensleben*. Mit einem Geleitwort v. Landesbischof *Friedrich Weber* und einem Forschungsbeitrag v. *Volker Leppin* (StOeFr 61), Basel 2013. Der evangelische Kirchenhistoriker *Köpf*, Martin Luther (wie Anm. 9), 14, stellt dementsprechend zu Recht mit vielen anderen fest, dass die Rede von Luthers Thesenanschlag „als historisch unbegründet gelten“ muss.

26 Seit 2011 ist Margot Käßmann Botschafterin des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland für das Reformationsjubiläum 2017 mit der besonderen Aufgabe, kirchliche und weltliche Belange zu vermitteln und zu vernetzen (so in einer Pressemitteilung der EKD vom 8. 7. 2011).

27 Vgl. *Joachim Ringleben*, Gott im Wort. Luthers Theologie von der Sprache her (HUTH 57), Tübingen 2010.

28 Die kritische Ausgabe seiner Schriften in der WA erschien 1883-2009 und umfasst 123 Bände. Daneben gibt es zahlreiche andere Gesamtausgaben und eine unübersehbare Zahl an Einzelschriften. Fast jede Generation hat Luther-Ausgaben veranstaltet.

29 Vgl. z. B. die von *Karin Bornkamm* und *Gerhard Ebeling* hg. Ausgabe: Martin Luther. Ausgewählte Schriften, 6 Bde., Frankfurt a. M. 1982 (mehrere NDe). Die Herausgeber wollten mit dieser Auswahlgabe, dass „Martin Luther, diese überragende Gestalt – nicht nur in Kirche und Theologie, sondern auch innerhalb der deutschen Sprache und Literatur sowie der allgemeinen Geschichte der letzten Jahrhunderte -, [...] einem möglichst weiten und vielfältigen Leserkreis zugänglich“ wird; a.a.O., Bd. 1, V.

30 *Volker Reinhardt*, Luther, der Ketzer. Rom und die Reformation, München 2016.

Auch Luthers Romreise wurde noch einmal rekonstruiert und gegenüber der älteren Forschung neu datiert und gedeutet.³¹

Vielleicht gilt daher auch im Jahr 2017, was der damalige Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Hans-Gernot Jung, am 28. November 1983 vor der Landessynode seiner Kirche in Hofgeismar mit Blick auf den 500. Geburtstag Martin Luthers und das dazugehörige Gedenkjahr 1983 so ausgedrückt hat: Luther sei am Ende dieses Gedenkjahres „für viele, die sich mit ihm beschäftigt haben, interessanter als am Anfang. [...] Er hat ihnen, wie sie selbst bezeugen, Wesentliches zu sagen. Aber wie verschieden ist das Wesentliche!“³²

Als Konsens, wenigstens unter Christen – auch verschiedener Konfessionen –, darf möglicherweise gelten, was der Bischof damals so sagte: „Luther will – und kämpft dafür –, daß unser Leben ‚unter dem Evangelium‘ lebendig bleibt. Darum hat er die Bibel in die Landessprache übersetzt; darum hat er sie durch den deutschen Gottesdienst dem Menschen nahegebracht und mit dem elementaren Katechismus eingeprägt. Er hat ernst genommen: Nur das in Gottes erlösendem Wort gebundene Gewissen ist frei zum Dienst an der Welt.“³³

Der Glaube soll also ins Leben gezogen werden. Denn nur so können Christen dieses Leben bewältigen und ihrer Aufgabe gerecht werden, Botschafter der Liebe Gottes zur Welt an Christi Statt zu sein.³⁴

Die von katholischen Theologen wie Joseph Lortz, Erwin Iserloh, Peter Manns, Alfred Läßle und Otto Hermann Pesch vorbereitete neue und positive Sicht Luthers hatte sich in den 80er Jahren auch Papst Johannes Paul II. zu eigen gemacht und dafür gesorgt, dass die katholischen Kirchenhistoriker mehr als früher die tiefe Religiosität Luthers wahrnahmen

31 Vgl. *Hans Schneider*, Luthers Reise nach Rom – neu datiert und neu gedeutet, in: Studien zur Wissenschafts- und Religionsgeschichte, hg. v. der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (AAWG NF 10), Berlin/New York 2011, 1-157.

32 *Hans-Gernot Jung*, Unter dem Evangelium. Bericht zu Tagesordnungspunkt 1 der 9. Tagung der 7. Landessynode der Ev. Kirche von Kurhessen-Waldeck vom 28. 11. bis 1. 12. 1983, Kassel 1983, 1.

33 A.a.O., 3.

34 Vgl. *Gerta Scharffenorth*, Den Glauben ins Leben ziehen ... Studien zu Luthers Theologie, München 1982 (2. Aufl. [Entwürfe zur christlichen Gesellschaftswissenschaft 27] Berlin/Münster 2013).

und neu über die geschichtsträchtigen Ereignisse der Reformationszeit nachdachten.

Leider hat sein Nachfolger, Papst Benedikt XVI., diese neue Sichtweise nicht vertieft und weiterverfolgt. Vielmehr hat er bei verschiedenen Gelegenheiten der gerade hinsichtlich der lutherischen Reformation wachsenden Verständigung und Ökumene zwischen katholischen und evangelischen Christen Steine in den Weg gelegt, die nur schwer wegzuräumen sind.

Trotzdem ist die im ökumenischen Geist betriebene neuere Lutherforschung nicht mehr aufzuhalten. Das hat gewiss auch mit der allgemeinen ökumenischen Entwicklung zu tun. So wird in immer mehr Kirchen und besonders im Ökumenischen Rat der Kirchen erkannt, dass das Christentum angesichts der fortschreitenden Säkularisierung, der zunehmenden Ausbreitung anderer Religionen und der immer deutlicher werdenden Ungerechtigkeiten zwischen Arm und Reich bei gleichzeitigem Stillstand der christlichen Missionen in der Welt eine sozial-diakonische Aufgabe hat, die nur ökumenisch zu lösen ist. Die christliche Nächstenliebe ist nicht mehr wie zu Luthers Zeit auf ein kleines Umfeld beschränkt, sondern sie muss weltweit geübt werden. Freilich muss sie, darin hatte Luther recht, bei uns selbst, in unserem eigenen Kreis, beginnen. Nur dann kann sie sich glaubwürdig auch in weiteren Kreisen bemerkbar machen und auswirken.

So heißt „Luther ernst nehmen“ zu fragen, was von ihm heute noch oder aufs Neue, gerade in dem säkularen Kontext, den er nicht kannte, in dem wir aber leben müssen, wirksam sein könnte.

Dazu gehört angesichts der heute vielfach beklagten Gottvergessenheit³⁵ sicher, wie schon zu seinem 500. Geburtstag festgestellt wurde,³⁶ 1. seine tiefe *Religiosität*; 2. seine *Wahrhaftigkeit*; 3. sein unerschütterlicher *Glaube* an Gott; 4. seine *Unerschrockenheit* gegenüber Menschen; 5. sein *Einsatz* für andere.

Für diese Elemente könnten aus seinem Riesenwerk viele Belege beigebracht werden.

35 Ob sie tatsächlich so weit verbreitet ist, wie viele behaupten, sei dahingestellt.

36 Vgl. *Bernd Jaspert*, Zur Wirkungsgeschichte des Reformators Martin Luther (1984), in: *ders.*, Theologie und Geschichte. Gesammelte Aufsätze, Bd. 1 (EHS.T 369), Frankfurt a. M. 1989, 203-216, bes. 215.

Es genügt aber, darauf hinzuweisen, dass sie unbedingt notwendig und unersetzlich sind, wenn es darum geht, von Luther damals etwas für heute zu lernen.

Kleiner ist die Aufgabe nicht, die wir haben, wenn wir 2017 die Reformation angemessen feiern wollen.³⁷ Eine „Lutherversessenheit“ hebt jedenfalls eine „Gottvergessenheit“ nicht auf. Luther ist ohne Gott nicht zu haben. Denn der Glaube an ihn gehörte für den Reformator so zum Leben wie das Atmen.³⁸

3. Reformation feiern im säkularen Kontext

Bei Feiern ist die Umgebung immer wichtig. Das gilt auch für das Reformationsfest. In den meisten Bundesländern ist es seit Jahren kein Feiertag mehr. Damit setzte sich der Wille der heutigen säkularen Gesellschaft durch, die die kirchlichen Feste, vielleicht mit Ausnahme von Weihnachten, durchweg für überflüssig hält.

Die Frage ist daher für die evangelischen Christen: Wie kann man dennoch das Reformationsfest, also den 31. Oktober, „würdig“, das heißt, angemessen feiern?

Die Antwort auf diese Frage hängt nicht nur vom jeweiligen Geschmack der Befragten ab, sondern es gibt auch einige feststehende Prinzipien, die sich seit dem 31. Oktober 1517 bis heute als nützlich erwiesen haben:

1. Die Reformation hat vor allem für den evangelischen Teil der Christenheit eine herausragende Bedeutung. Sie besteht darin, dass ein Mann, der bis dahin gut katholisch war, allmählich merkte, dass er mit dem gelernten Glauben seiner Vorfahren die Fragen des Lebens nicht mehr hinreichend beantworten konnte: Martin Luther.

2. Die Konzentration auf ihn und sein Lebenswerk gehört deshalb unabdingbar zu einer Reformationsfeier dazu. Zwar wissen wir heute, dass Luther nicht der erste und einzige war, der eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern gefordert und auf den

Weg gebracht hat.³⁹ Aber ohne an ihn und sein Werk zu denken, gibt es keine angemessene Reformationsfeier.

3. Soll das, was Luther als Reformator wollte, auch heute (noch) gültig sein, muss es aus dem weithin christlich geprägten 16. Jahrhundert in unser weitgehend säkulares 21. Jahrhundert übersetzt werden. Bei diesem Übersetzungsvorgang ist zu berücksichtigen, dass der heutige Kontext, in den hinein Luthers Reformationsgedanken von damals zu übertragen sind, nicht überall auf der Welt säkular ist.⁴⁰ In manchen Ländern ist er von einer offenen oder geschlossenen ökumenischen Situation oder auch von einer überwiegend andersreligiös geprägten Umgebung bestimmt. In einigen Weltgegenden hingegen schlägt den das Reformationsfest begehenden Christen sozialistischer oder anderer Atheismus entgegen.

4. Wenn „säkular“ „weltlich“ bedeutet, so ist „Reformation feiern in einem säkularen Kontext“ nichts Besonderes. Es heißt nur, dass die Reformation nicht außerhalb der Welt geschah und geschieht, sondern, um es mit Luthers Worten aus seiner Zwei-Regimenten-Lehre zu sagen, ein „weltlich Ding“ ist. Sie ist nichts Innerkirchliches allein, sondern sie betrifft auch die außerkirchliche Sphäre und auf diese Weise nicht nur die Christenheit, sondern die Gesellschaft als Ganze.

5. Die Reformation gilt also allen Menschen, den Christen innerhalb der (verschiedenen) Kirchen ebenso wie den „anonymen Christen“ oder den Nichtchristen außerhalb der Kirchen. Damit ist sie ein ökumenisches und zugleich ein gesellschaftliches Phänomen.

Man kann also durchaus „Reformation feiern im säkularen Kontext“. Nur muss man sich bewusst sein, dass dies heute etwas anderes ist als in den Jahrhunderten zuvor, in denen es diesen Kontext so eindeutig noch nicht gab.

37 Vgl. *Dorothea Sattler/Volker Leppin (Hg.)*, Reformation 1517 - 2017. Ökumenische Perspektiven (DiKi 16), Freiburg i. Br./Göttingen 2014; *Heinz Schilling/Anne Mittelhammer (Hg.)*, Der Reformator Martin Luther 2017. Eine wissenschaftliche und gedenkpolitische Bestandsaufnahme (Schriften des Historischen Kollegs – Kolloquien 92), München 2014.

38 Vgl. *Walter Sparr*, Martin Luther. Lektüre für Augenblicke. Gedanken aus seinen Schriften, Briefen und Tischreden, Frankfurt a. M. (ND 2004); *Athina Lexutt*, Mit Luther durch das Jahr. Texte des großen Reformators für unsere Zeit. Ausgew., eingel. u. komment., Rheinbach/Gütersloh 2003.

39 Vgl. z. B. *Gustav Adolf Benrath (Hg.)*, Wegbereiter der Reformation (KIProt 1 = Sammlung Dieterich 266), Bremen 1967 (ND Wuppertal 1988) sowie die Texte, die *Volker Leppin*, Reformation (KTGQ III), Neukirchen-Vluyn 2005, ausgewählt und kommentiert hat.

40 Der Säkularisierungsbegriff, wie ihn noch *Friedrich Gogarten*, *Verhängnis und Hoffnung der Neuzeit*. Die Säkularisierung als theologisches Problem, Stuttgart 1953 (21958; verschied. NDe als Tb.), und andere frühere Theologen benutzten, ist heute nicht mehr zu gebrauchen. Vgl. die erhellenden Gedanken von *Johann Figl*, Art. Säkularisierung, NHTG (Neuausg.) 4 (2005) 72-80.

Wenn heute nur noch ein Teil der deutschen Bevölkerung Mitglied einer Kirchengemeinschaft ist und viele Christen in den letzten Jahrzehnten aus ihrer Kirche ausgetreten sind und vielleicht einem Patchwork-Glauben mit Elementen aus der Esoterik und/oder den fernöstlichen Religionen anhängen oder eine entsprechende Patchwork-Frömmigkeit pflegen, dann ist der „säkulare Kontext“ hierzulande heute ein anderer als im 19. oder gar im 18. Jahrhundert.

Jedenfalls macht uns das Reformationsfest 2017 deutlich, dass die Zeit einer homogenen christlichen Gesellschaft, das heißt, einer Gesellschaft, die von den Werten des Christentums geprägt ist, auch wenn die AfD es wider besseres Wissen nicht wahrhaben will, vorbei ist.

Wir Christen und vor allem wir evangelischen Christen müssen uns angesichts des 31. Oktober 2017 darauf einstellen, dass wir unseren Mitmenschen die Notwendigkeit von Reformation inner- und außerhalb der Kirche fundamental erklären müssen. Das heißt, wir sollten bei Luther lernen, was Reformation ist, und dann das Wesentliche in unsere heutige Zeit und Gesellschaft übersetzen.

Diese Aufgabe haben alle evangelische Christen heute, ob sie nun in einem säkularen oder in einem nichtsäkularen Kontext leben.

Wer sich mit Luther und der Reformation beschäftigt, der erlebt, wie Athina Lexutt von sich bekannt hat, „Herausforderung und Stärkung“, aber auch „Ärger, viel Vergnügen, Zweifel und Unverständnis, Klarheit und Ein-

sicht“. Ja, der Reformator „war, ist und bleibt ein nicht auszuforschendes Feld für Theologie und Theologen, für Kirche und Alltag, für Universität und Gesellschaft [...]. Lebendig aber ist und bleibt Luther nur, wenn und solange sich Menschen mit ihm auseinandersetzen über die Sache, um die es geht.“⁴¹

Die Reformation in einem Land feiern, in dem die Religionslosigkeit (Bonhoeffer) oder die Gottvergessenheit immer mehr zunimmt und sich infolgedessen immer mehr Menschen als Nichtchristen zu erkennen geben, heißt, sie in einem „säkularen Kontext“ feiern.

Mit dem im „realen Sozialismus“ der DDR aufgewachsenen und mit dem Atheismus wohlvertrauten Wolf Krötke ist zu sagen, dass, wenn die Gottvergessenheit nicht siegen und das bisschen Restreligion, das die Menschen noch haben, aufsaugen soll, „dann bedarf es einer Kirche, die mit ihrer Verkündigung und ihren Vollzügen so intensiv wie möglich an den Lebenszusammenhängen der einzelnen Menschen teilnimmt“.⁴² Denn ohne dass „ihnen die Wahrheit Gottes in ihrem eigenen Leben wichtig wird“,⁴³ wird es trotz Reformationsfest weiterhin eine Lutherversessenheit und zugleich Gottvergessenheit geben.

*Dr. Bernd Jaspert
Aura 9, 36142 Tann (Rhön)*

41 Lexutt, Luther (wie Anm. 9), 6, 12.

42 Wolf Krötke, Selbstdarstellung, in: Christian Henning/Karsten Lehmkuhler (Hg.), Systematische Theologie der Gegenwart in Selbstdarstellungen (UTB 2048), Tübingen 1998, (259-274) 273.

43 Ebd.

PARLAMENTARISCHER HÜRDENLAUF

Rückblick auf die 12. Landessynode (2010–2016) der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

Rudolf Schulze

Wieder war es ein langer parlamentarischer Hürdenlauf. In 13 Tagungen hatte der Rat der Landeskirche mit 229 Tagesordnungspunkten sorgfältig vermessene Hürden auf den Weg der 12. Landessynode gestellt, die zuweilen im Plenum neu positioniert, aber dann stets mit der Synode eigenen hohen Leistungsbereitschaft bewältigt wurden. Insgesamt wurden etwa 160 Beschlüsse gefasst, und wenn man die Einzelabstimmungen gezählt hätte, so dürften die Synodalen wohl über 1000mal ihre Abstimmungskarte gehoben haben – eine wahrhaft sportliche Leistung.

1. Als wir vor sechs Jahren an den Start gingen, hatte uns die 11. Landessynode unfreiwillig einen großen Brocken unerledigt hinterlassen müssen. Das war der mit der EKHN ausgehandelte Kooperationsvertrag, der wegen hessen-nassauischer Verfahrensfragen in unsere Synodalperiode hinüberraute. In unserer dritten Tagung haben wir dann im November 2011 den Beschluss zur Kooperation der beiden Landeskirchen in den Bereichen Mission und Ökumene sowie Religionspädagogik verabschiedet. Wenn dieser Beschluss damals als „historisch“ bewertet wurde, so klingt darin die Erleichterung nach über den erfolgreichen Abschluss sechsjähriger Verhandlungen, an deren Ende wir Einverständnis erzielt haben über die Hälfte des ursprünglich geplanten Kooperationsumfanges. Seit jenen Verhandlungen mit der Nachbarkirche ist auf beiden Seiten das Bewusstsein dafür gewachsen, dass wir nicht nur protestantische Nachbarn in Hessen sind, sondern dass wir uns viel klarer als früher als Geschwister verstehen, die eine gemeinsame Herkunft aus der Reformationszeit und gemeinsame Zukunftsaufgaben vor sich haben.

Dabei schadet es nichts, wenn wir dieses geschwisterliche Verhältnis so realistisch sehen wie es ist: Auch in Familien können Geschwister höchst unterschiedliche Individuen sein, sodass man ihre Verwandtschaft von außen oft nicht merkt, aber sie gehören als

Geschwister viel näher zusammen als nur Nachbarskinder, und diese geschwisterliche Beziehung beinhaltet ein nicht zu unterschätzendes Potenzial.

2. Anders als vor sechs Jahren hinterlassen wir unserer Folgesynode keine unerledigten Beschlussvorlagen. Im Gegenteil: Mit dem Reformpaket „Volkskirche qualitativ weiter entwickeln“ vom letzten November haben wir für alle kirchlichen Arbeitsbereiche Rahmenbedingungen geschaffen, die sicherstellen, dass wir unsere Dienste auch im nächsten Jahrzehnt auf der ganzen Fläche unserer Landeskirche leisten können. Wir konzentrieren unsere Kräfte und eröffnen dadurch neue Handlungsspielräume für unsere Nachfolger.

Gewiss wird es auch künftig wieder ums Geld gehen. Aber nach jahrzehntelangen Struktur- und Finanzberatungen muss die Selbstbeschäftigung der Kirche mit ihrer Reorganisation an ein Ende kommen. Denn die Reformanstrengungen haben viel Zeit und Kraft gebunden. Wir brauchen aber unsere Energien dringend dort, wo uns die viel größeren, ja die eigentlichen Herausforderungen begegnen: Sie liegen in der fortgeschrittenen geistlichen Verarmung unserer Gesellschaft, in den Herausforderungen durch die vielen, vielen Menschen, die aus anderen Kulturen in unser Land kommen und in dem Einsatz für eine solidarische Gesellschaft.

Eine weitere Konzentration auf Struktur- und Finanzdebatten würde uns mehr behindern als stärken; denn sie wird nicht einmal bei unseren kirchentreuen Mitgliedern die Identifikation mit dem evangelischen Bekenntnis fördern, auch wenn wir uns noch so sehr als optimal organisierte Kirche herausputzen würden. Insofern stellen unsere Beschlüsse vom November eine nützliche Zäsur mit programmatischer Ausrichtung dar: Wir wollen unsere „Volkskirche qualitativ weiter entwickeln“. Das heißt auch, dass wir Schwerpunkte verschieben und künftig stärker auf die Themen setzen, welche die Relevanz der

christlichen Botschaft für die Menschen deutlich erkennen lassen.

3. Das haben wir ja auch bisher nicht aus den Augen verloren, es stand nur häufig im Schatten der Struktur- und Finanzdebatten. Auch unsere 12. Landessynode hat wichtige thematische Konkretionen der christlichen Botschaft für die Öffentlichkeit formuliert. Uns allen ist noch lebhaft die Stellungnahme der Landessynode zur Diskussion um die Beihilfe zur Selbsttötung in Erinnerung, mit der wir uns im vergangenen April ganz auf der Höhe der Zeit an die politisch Verantwortlichen gewendet haben. Ebenso dicht waren wir im vergangenen Jahr bei den Menschen mit unserer erneuten Erklärung zur Situation der verfolgten Christen.

Bereits beim Besuch des koptischen Bischofs Anba Damian im Frühjahr 2011 haben wir uns für die verfolgten Glaubensgeschwister eingesetzt. Doch kein Thema war häufiger ein Gegenstand unserer öffentlichen Stellungnahmen als die Flüchtlingsproblematik. Dazu haben wir uns acht Mal öffentlich zu Wort gemeldet. Natürlich kann man fragen: Haben wir etwas damit bewirkt? Mindestens gegenüber unseren Gemeinden haben wir damit Orientierung gegeben und gezeigt, dass unsere Kirche an dem seit vielen Jahren eingeschlagenen Kurs der Solidarität mit Menschen in Not festhält. Darüber hinaus stelle ich die hypothetische Gegenfrage: Was wäre gewesen, wenn die Christen in Deutschland und hier insbesondere die evangelischen Synoden das Schicksal der Flüchtlinge nicht so beharrlich ins Bewusstsein gerufen hätten, wie es geschehen ist? Ich bin überzeugt, dass im vergangenen Herbst das kollektive Erschrecken über die nicht endenden Flüchtlingstrecken noch größer gewesen wäre.

Die durch die Fluchtprobleme ausgelöste Krise unserer Gesellschaft und Europas muss uns in ihrem Ausmaß beunruhigen, wirklich überrascht aber können wir nicht sein, dass uns dieses brennende Thema eingeholt hat. Rückblickend lässt sich jedenfalls sagen, dass wir mit all diesen – zuweilen auch als lästig empfundenen – Verlautbarungen unseren volksgeschichtlichen Selbstanspruch, Kirche für die Gesellschaft zu sein, zum Ausdruck gebracht haben. Wir wollen Anwalt der Betroffenen und Mund der Stummen dort sein, wo es nottut. Damit haben wir eine gute Tradition unserer Vorgängersynoden fortgesetzt.

Auch unsere Nachfolger werden diesen Dienst an der Gesellschaft leisten. Dabei wird sich nach meiner Einschätzung zeigen, dass unserer programmatischer Beschluss „Volksgemeinschaft qualitativ weiter entwickeln“ eben deutlich mehr ist als die Zurverfügungstellung von rechtlichen, organisatorischen und finanziellen Rahmenbedingungen. Denn zur qualitativen Weiterentwicklung der Volksgemeinschaft kommt eine neue Perspektive hinzu. Wenn wir bisher von unserer volksgemeinschaftlichen Ausrichtung sprachen, dann hatten wir unausgesprochen diese zweifellos pluralistische, aber eben einheimische Gesellschaft im Blick. Mit unseren Stellungnahmen zur Flüchtlingsproblematik und zur Situation verfolgter Christen in der vergangenen Legislaturperiode haben wir längst die Fährte gelegt, dass wir uns künftig nicht nur als Kirche für eine traditionell christlich geprägte Gesellschaft, sondern als Kirche in einer Einwanderungsgesellschaft zu verstehen haben.

Nach meiner Einschätzung bedeutet das, dass wir unsere Möglichkeiten für die nachhaltige Integration der Zuwanderer nutzen werden. Aber auch, dass der interreligiöse Dialog keine Aufgabe mehr nur für Spezialisten bleibt, sondern sich mit ungewohnter Dringlichkeit in den vielen Gemeinden stellen wird. Zu dieser Perspektiverweiterung gehört aber auch die bewusste Werbung für die christliche Botschaft bei den neuen Nachbarn. Und schließlich merken wir doch ganz aktuell, dass wir gegenüber unserer in hohem Maß verunsicherten Gesellschaft die orientierende Kraft des Evangeliums einzuspielen und angesichts von Ängsten die seelsorgerliche Kompetenz der Kirche zur Geltung zu bringen haben.

Auch bisher haben wir mit unserer synodalen Arbeit öffentliche Orientierungsangebote gemacht. Ich nenne als Beispiele die öffentlichen Verlautbarungen zu den Themen Fracking, Agrokraftstoffe oder Ehrfurcht vor den Lebensmitteln. Oder unsere Selbstverpflichtungen zum integrierten Klimaschutzprogramm, oder „Auf dem Weg zur inklusiven Gesellschaft“.

All diese besonderen Beschlüsse und Erklärungen zielen doch darauf, unsere öffentliche Verantwortung für die Gesellschaft wahrzunehmen und damit dem Leitwort gerecht zu werden, das wir für unsere 12. Synodalperiode ausgesucht haben, „Salz der Erde und Licht der Welt“ zu sein.

In den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichem Diskurs und kirchlicher Aufgabenwahrnehmung gehören aber auch die beiden Beschlüsse unserer Landessynode, die die größte Öffentlichkeitswirkung erfahren haben. Das ist einmal der Beschluss „Segnung von Paaren, die in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft leben“ vom November 2011 und das „Kirchengesetz zur Aufhebung der Altersgrenze für die Wählbarkeit in den Kirchenvorstand“ vom November 2014. Mit beiden – der Materie nach höchst unterschiedlichen – Entscheidungen haben wir es uns nicht leicht gemacht, weil es natürlich auch respektable Bedenken gab. Beide Beschlüsse zeigen aber auf ihre Weise, dass wir uns als Kirche für die Gesellschaft von deren Veränderungsprozessen zu Neuaufrichtungen bewegen lassen. Und das wird bei vielen Zeitgenossen als durchaus befreiend verstanden.

4. Ganz bewusst habe ich bei meinem Rückblick, der ja auch ein Ausblick ist, die gesellschaftliche Relevanz unseres synodalen Handelns in den Vordergrund gestellt. Doch von wesentlicher Bedeutung für unser synodales Handeln sind ja auch jene Beschlüsse, die sich mit unserem originären kirchlichen Handeln befassen. Dazu gehört auch das „Kirchengesetz über die Trauung“ und die neue Trauungsagende, die wir im April 2012 einstimmig beschlossen und damit der Tatsache Rechnung getragen haben, dass sich die kirchliche Trauung heute viel stärker als früher an den sehr unterschiedlichen Bedürfnissen der Eheleute und der Hochzeitsgesellschaft zu orientieren hat. Ich denke jetzt aber auch an unsere beiden Resolutionen zu den Kindertagesstätten vom November 2010, in denen wir die Bedeutung unserer evangelischen Kindergärten für die christliche Lebensorientierung hervorgehoben und uns verpflichtet haben, an dem engmaschigen Netz unserer Tageseinrichtungen festzuhalten.

Angesichts der Potenziale, die unsere Kindertagesstätten für die Integration von Flüchtlingsfamilien bieten, kommt unserer damaligen Entscheidung eine ungeahnt aktuelle Bedeutung zu. Darüber hinaus haben wir im Blick auf die Kinder und Jugendlichen mit unseren Leitsätzen zur Konfirmandenarbeit vom März 2014 einem maßgeblichen Orientierungsrahmen für eine nachhaltige Konfirmandenarbeit zugestimmt, damit auch die nächste Generation ihr Leben im Horizont des

christlichen Glaubens verstehen und deuten kann.

5. In der Rückschau auf die 12. Synodalperiode ist mir aufgefallen, wie konsequent zukunftsgerichtet unsere Synode gearbeitet hat. Das ist für ein Parlament nicht selbstverständlich. Darüber hinaus hat aber auch die problembewusste Bewältigung von Gegenwartsfragen und -aufgaben einen wichtigen Platz in unseren Verhandlungen eingenommen. Dazu zähle ich die Zeitansagen unseres Bischofs, der uns mit seinen Berichten stets eine Fülle von Diskussionsstoff und Orientierungsangebote geliefert hat. Die ausführlichen Personalberichte unserer Prälatin haben uns nicht nur an der komplexen Materie der Personalplanung teilhaben lassen, sondern auch den Blick auf die vielen ehrenamtlichen Begabungen in unserer Kirche gelenkt.

Die gründlichen Finanzberichte und Beratungsvorlagen aus dem Finanzdezernat haben uns die Solidität unserer Finanzverwaltung gezeigt, auf die wir als Kirche mit einer keineswegs üppigen Finanzausstattung zu Recht stolz sein können. Wer immer diese sparsame und transparente Finanzwirtschaft zur Kenntnis nimmt, kann dieser Kirche getrost seine Spenden und Steuern anvertrauen. Die Mitwirkung des Landeskirchenamts und der beratenden Gremien hat oft erst die notwendigen Voraussetzungen der synodalen Arbeit geschaffen. Auch das mag man für selbstverständlich halten, aber in all diesem Zusammenwirken bis hinein in die scheinbar profanen Gesetzestexte und Haushaltspläne hat sich der Geist niedergeschlagen, der uns vereint.

6. Zeitansagen ganz anderer Art und in ganz unterschiedlichen Formaten und Themen lieferte uns die Begleitvortragsreihe, beginnend mit der Bibelarbeit von Professor Paul Gerhard Klumbies über den „starken Indikativ“ unseres Leitwortes aus der Bergpredigt Jesu „Salz der Erde, Licht der Welt“, weitergeführt vom koptischen Generalbischof für Deutschland Anbar Damian über die Verfolgungssituation der Christen in Ägypten. Dann der lebhafteste Vortrag von Prof. Bude „Bildung für alle“ und die Podiumsdiskussion mit der Jugend „sieht die Kirche alt aus?“. Unser Kirchenmusikdirektor Maibaum hat uns über die Kirchenmusik informiert und die Botschafterin für das Reformationsjubiläum den Weg nach 2017 ausgeleuchtet. Professor

Stolleis hat uns seine Überlegungen zur Zukunft der Volkskirche nahegebracht unter dem Titel „Vom Staatskirchenrecht zum Religionsverfassungsrecht“. Im Jubiläumsjahr der Konfirmation haben wir uns über die Chancen der Konfirmanden in fünf thematischen Stationen ein Bild machen können und 2015 hat unser Synodaler Roth mit einem Vortrag über eine Politik in Europa aus christlicher Verantwortung zur Diskussion animiert, schließlich waren wir auch mit dem Vortrag von Prof. Tamke über die Verfolgungssituation der Christen im Orient und dem Vortrag wiederum von Herrn Roth zu den gegenwärtigen Herausforderungen der Politik angesichts von Terror und Flüchtlingselend mit den brandaktuellen Herausforderungen der Weltpolitik konfrontiert.

7. Ich bin dankbar für die Art, wie wir in den vergangenen sechs Jahren unsere synodale Arbeit gemeinsam getan haben, nämlich mit den bewährten demokratischen Verfahrensweisen, die der evangelischen Art von Kirchenleitung entsprechen. Die parlamentarische Arbeitsweise bietet ja den Vorteil, dass die Meinungsvielfalt unserer Kirche zur Geltung kommen kann. So tritt die Pluralität der Meinungen als Reichtum an Begabungen und Kompetenzen in Erscheinung. Auch die 12. Landessynode hat unter Beweis gestellt, dass sie verschiedene Einschätzungen zu einem gemeinsamen Weg zusammenzuführen weiß. Das nennt man mit dem griechischen Wort „Synode“. Aber nicht nur in der grundsätzlichen Konsensorientierung war unsere gemeinsame Arbeit im besten Sinne evangelisch, sondern auch darin, dass sie öffentlich und transparent geschehen ist. Wir haben unser Licht nicht unter den Scheffel gestellt. Denn was wir tun, das muss sich sehen und kritisieren lassen können.

Als besonders gelungenes Beispiel möchte ich deshalb zum Schluss noch einmal den Beratungsprozess „Volkskirche qualitativ weiter entwickeln“ nennen. *Ein* Schlüssel zum Erfolg dieses Konzepts lag darin, dass die Initiative mitten aus der Synode heraus entstanden ist. Sie ist in einen zielgerichteten Beratungsprozess eingemündet, den man wegen seiner umfassenden Beteiligungsmöglichkeiten aus einer synodalen Perspektive nur als vorbildlich bezeichnen kann. Er führte am Ende zu einer hohen Akzeptanz auch über die Synode hinaus, obwohl so viele unter uns von einschränkenden Beschlüssen betroffen sein

werden. Es ist zu wünschen, dass künftige Synoden solche partizipatorischen und arbeitsteiligen Verfahren weiter kultivieren und – wo es sich nahelegt – die Arbeitsweise in Arbeitsgruppen auch ohne kostspielige Beratungsinstitute weiter entwickeln.

Wir haben getan, was wir in dieser Zeit tun konnten. Ob wir mehr oder etwas besser hätten tun können, kann man ruhig fragen. Unsere Irrtümer werden sich herausstellen. Aber das beunruhigt mich nicht, denn der christliche Glaube ist prinzipiell fehlerfreundlich. Die Ermutigung Jesu „Salz der Erde und Licht der Welt“ zu sein, – das ist in der Bergpredigt Jesu kein Imperativ, sondern – wie es Paul Gerhard Klumbies in seiner Bibelarbeit zu Beginn unserer Legislaturperiode betont hat – ein „starker Indikativ“. Und er fügte seiner Auslegung hinzu, dass die eigentliche Pointe im Folgesatz stehe, weil Jesus sagt: „So leuchte Euer Licht, damit sie Eure guten Werke sehen.“ Wenn ich das auf unsere Synodalperiode übertrage, so bedeutet es für mich: in unserem Umgang mit einander, in unserer Fähigkeit, gemeinsam etwas zustande zu bringen, in den Ergebnissen, die wir erzielt haben, leuchtet etwas auf von dem großen Zutrauen, das Jesus in seine Kirche gesetzt hat. Besondere Freude habe ich zuweilen empfunden, wenn im Plenum Kontroversen erlebbar wurden. Vielleicht könnte das künftig noch ein bisschen mehr werden; denn es ist ein Ausdruck von Ehrlichkeit. Der pflichtbewusste und wertschätzende Umgang, der zur guten Tradition unserer Landessynoden gehört, ist ein schönes kurhessisches Markenzeichen.

Aber auch die geselligen Phasen außerhalb der Tagesordnung waren wichtig für die Arbeit. Zum einen weil die Lobby, in der man informell mit anderen Synodalen Verständigungen erzielen kann, ein wesentlicher Bestandteil einer parlamentarischen Kultur ist. Zum anderen aber konnte jeder von uns viele andere Menschen kennenlernen, die sich ebenfalls für die Kirche Jesu Christi in Anspruch nehmen lassen. Diese gesellige Perspektive macht erlebbar, dass wir als Kirchenparlament auch eine Gemeinde sind.

*Kirchenrat Rudolf Schulze
Präses der 12. Landessynode der EKKW
Fliederweg 3b, 34212 Melsungen*

EINE INTEGRATIVE KRAFT SEIT 125 JAHREN

Rückblick auf die Jubiläumsfeier des Pfarrvereins EKKW

Kassel (epd). „Der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck will künftig häufiger mit Theologiestudierenden in Kontakt treten.“ Ein weiteres wichtiges Vorhaben sei die Diskussion um die geplanten strukturellen Veränderungen in der Landeskirche, die auch die Pfarrer und Pfarrfrauen betreffen, sagte der Vorsitzende Frank Illgen auf der 125-Jahr-Feier des Vereins am 29. April 2016 in Kassel. Das 1891 formulierte Ziel, berechnete Anliegen des geistlichen Standes in der Kirche zu vertreten und Pfarrer und Pfarrfrauen in Ausübung ihrer Pflichten und Rechte zu schützen, sei nach wie vor aktuell.

Die Prälantin der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Marita Natt, gab auf der Veranstaltung bekannt, dass sich in den

ersten Monaten des Jahres bereits mehr Studierende auf die landeskirchliche Liste der Theologiestudierenden hätten setzen lassen als im gesamten Jahr zuvor. Auch für das von der Landeskirche seit kurzem angebotene Stipendium für das Studium der Theologie werde stark nachgefragt. Neben der finanziellen Förderung biete die Landeskirche hier zudem ein speziell gestricktes Begleitprogramm an.

Über 80 Mitglieder und Gäste folgten der Einladung zum Pfarrtag ins Haus der Kirche. Der Festredner, Professor em. Dr. Jochen-Christoph Kaiser, Uni Marburg, hob die integrative Kraft des Vereins in schwierigen Phasen der Geschichte hervor, bei der konfessionelle, theologische und auch politische Differenzen kaum relevant gewesen seien.



*Hintere Reihe von links nach rechts: Hans-Horst Althaus (ehemaliges Vorstandsmitglied); Andreas Rohnke (stellvertretender Vorsitzender); Dekan i.R. Lothar Grigat (ehemaliger Vorsitzender).
Vordere Reihe: Frank Illgen (Vorsitzender); Marianne Maltzahn (ehemalige stellvertretende Vorsitzende); Anette Wenderoth (Schriftführerin); Irene Umbach (ehemaliges Vorstandsmitglied und jetzige InMemoriam-Redakteurin); Johannes Zechmeister (Vorstandsmitglied); Dekan i.R. KR Werner Dettmar (ehemaliger Vorsitzender)*

Foto: medio.tv/socher

In memoriam

Irene Umbach

Seit 1991 gibt der kurhessische Pfarrverein auf Anregung des damaligen Vorsitzenden Friedrich Malkemus alle 2 Jahre das Heft „in memoriam“ heraus mit Nachrufen der in diesem Zeitraum verstorbenen Pfarrerinnen und Pfarrer. Zunächst war es Michael Hederich, der sich dieser Aufgabe annahm, dann Hans-Dieter Stolze und schließlich Rudolf Jockel.

Nun ist diese Arbeit an mich übergegangen. Sie hat mir bisher viele interessante Begegnungen gebracht. Sehr schöne Beerdigungsansprachen und Nachrufe habe ich gelesen und viel von Angehörigen erfahren, was es bedeutet, einen Pfarrerhaushalt zu organisieren bzw. in einem Pfarrhaus aufzuwachsen. Sehr unterschiedlich sind die Biographien, von denen ich erfahre. Manche haben als Kinder oder Jugendliche den Krieg erlebt und sind von diesen Erfahrungen geprägt. Manche sind weit in der Welt herumgekommen, andere sind ihr Berufsleben lang einer Gemeinde treu geblieben. Manche gehören meiner eigenen Generation an und sind mir noch aus dem Studium bekannt.

Das macht nachdenklich, und ich frage mich: Wie möchte ich selbst nach meinem Tod gesehen werden? Wie viel wissen eigentlich meine Angehörigen, besonders die nächste Generation, darüber, was mich in der Kindheit und Jugend geprägt hat und was mir in meiner Arbeit besonders am Herzen lag? Einige der verstorbenen Pfarrer haben selbst etwas aufgeschrieben über ihr Leben, das hilft, einen Eindruck zu bekommen von der Person, die man vielleicht nicht persönlich gekannt hat.

Bei einem Besuch in Herrnhut wurde uns erzählt, wie man in der Brüdergemeinde mit diesen Fragen umgeht. Da ist jeder verpflichtet, spätestens bis zu seinem 50. Geburtstag einen ausführlichen Lebenslauf zu schreiben, der nicht nur äußere Daten enthält, sondern vor allem die spirituelle Entwicklung, die Erfahrungen mit Gott in den Blick nimmt. Diese Lebensläufe werden bei der Trauerfeier vorgelesen, was ziemlich viel Zeit in Anspruch nehmen kann. Das ginge mir nun zu weit, aber vielleicht tut es einem ja selbst ganz gut,

etwas niederschreiben, und das nicht erst im Angesicht des Todes.

Es gibt auch Kollegen, die im Vorfeld geschrieben haben, dass über sie nichts in diesem Heft stehen soll, nach dem Motto: wer mich kennt, der weiß sowieso genug über mich, und wer mich nicht kennt, den geht es auch nichts an. Das ist schade. Denn ich höre von etlichen Kolleginnen und Kollegen, dass sie „in memoriam“ von vorne bis hinten durchlesen, auch wenn sie nicht alle Personen kennen. So ging es mir auch in den letzten 25 Jahren, und ich gebe mir Mühe, dass das Heft weiterhin interessant bleibt.

Irene Umbach
Klappgasse 5, 34295 Edermünde

PRESSEINFOS

Wunderbar beschützt – Wertvolle Hilfe für Patienten und Angehörige im Notfall

Eine der frühesten Kindheitserinnerungen: Ein Pflaster und die tröstenden Worte der Mutter, wenn man sich mal wieder beim Spielen oder Klettern das Knie aufgeschrammt hat. Eltern geben Geborgenheit. Ihr Einfluss prägt, oft ein Leben lang. Im Guten wie im Schlechten. Werden die Kinder erwachsen und die Eltern älter, verschiebt sich das Verhältnis, wer für wen verantwortlich ist.

Wohnen die Eltern mehrere hundert Kilometer entfernt ist das Kümmern nicht einfach. Und wenn die Eltern erkrankt sind und kurzfristig häusliche Hilfe benötigen, was dann?

Viele soziale Einrichtungen und Organisationen bieten einen sogenannten Notfall-Manager an. Eine Hotline, die 24 Stunden am Tag, 365 Tage zur Verfügung steht und im Krisenfall schnell mit Informationen, Adressen für eine Kurzzeitpflege und konkreter Hilfe, z. B. mit Essen auf Rädern oder häuslichem Pflegedienst unterstützt.

Wichtig ist auch hier, sich rechtzeitig mit und für die Eltern zu informieren und alle wichtigen Adressen und Dokumente griffbereit zu haben. Zu den wichtigsten Formularen

gehören zum Beispiel die Patienten- und Betreuungsvorkehrung sowie die Vorsorgevollmacht.

Die Versicherer im Raum der Kirchen stellen zum Beispiel mit ihrem Vorsorge- und Notfall-Service einen wertvollen Wegweiser zur Seite, der Angehörigen hilft, schon vor dem Ernstfall alles Wichtige zeitnah und geordnet zu regeln.

Informationen zur Privaten Pflegevorsorge und zum Vorsorge- und Notfall-Service gibt es unter der Produktübersicht auf: www.vrk.de



Sozialpreis innovatio – 28.000 Euro für die besten Antworten

Die Versicherer im Raum der Kirchen haben den mit insgesamt 28.000 Euro dotierten innovatio Sozialpreis für caritatives und diakonisches Handeln ausgelobt. Ausgezeichnet werden Projekte, die auch in 2017 wieder neue Impulse in die soziale Arbeit geben, benachteiligten Menschen neue Perspektiven eröffnen, die sich für andere stark machen oder mit Kreativität und Mut nach sozialen Lösungen suchen.

Zehn Projekte werden von einer Jury nominiert und erhalten eine Prämie von 2.000 Euro. Der Gewinner des Sozialpreises innovatio erhält zusätzlich 8.000 Euro. Bewerbungsschluss ist der 30. April 2017. Der Preis wird am 29. November 2017 in Berlin verliehen. Die Teilnahmebedingungen und die Bewerbungsunterlagen sind unter www.innovatio-sozialpreis.de zusammengestellt.

Der Sozialpreis innovatio wird alle zwei Jahre verliehen. Gestiftet von den **Versicherern im Raum der Kirchen**, Bruderhilfe – Pax – Familienfürsorge, und gefördert durch christmon: Das evangelische Magazin. Schirmherren sind die Präsidenten des Deutschen Caritasverbandes und der Diakonie Deutschland – Evangelischer Bundesverband.

FÜR SIE GELESEN

Markus Matthias (Hrsg.): Philipp Jacob Spener. Die Anfänge des Pietismus in seinen Briefen. Ausgewählt, zum Teil aus dem Lateinischen übersetzt und herausgegeben von Markus Matthias (EPT 7), Leipzig 2016, 279 S. für 16,80 €.

Philipp Jacob Spener ist besonders für sein literarisches Hauptwerk, die *Pia Desideria* bekannt. Dem Leser weitaus weniger zugänglich sind seine deutschen und lateinischen Briefe, denen Spener jedoch hohe Bedeutung beimaß. Schon zu Lebzeiten ließ er diese teils in anonymisierter Form in mehreren Bänden drucken. Die im Taschenbuchformat herausgegebene Sammlung stellt ausgewählte Briefe in deutscher Sprache bzw. in Übersetzung zusammen. Sie stammen fast ausschließlich aus Speners Frankfurter Zeit (1666-1686) und ermöglichen Einblicke in die Anfangszeit des Pietismus in Deutschland.

Ansatzpunkt der Zusammenstellung sind Briefe Speners, in denen er die aus seiner Sicht fatalen Zustände des geistlichen Lebens im Protestantismus des späten 17. Jahrhunderts und ihre mutmaßlichen Ursachen thematisiert. Nicht nur Missstände unter den Pfarrern, auch die nur oberflächliche Ausübung der christlichen Religion in der Bevölkerung förderten das Umsichgreifen einer weitreichenden Diesseitsorientierung. Speners Denken zeichnet sich jedoch dadurch aus, dass er in dieser Haltung nicht verharrt, sondern einen spürbaren Optimismus an den Tag legt. Sein in der *Pia Desideria* von 1675 vorgestelltes Reformprogramm um die regelmäßige Abhaltung von Frömmigkeitsübungen (*Exercitia pietatis*) im kleinen Kreis wird in einer Vielzahl der Briefe behandelt. Die Briefsammlung ermöglicht dabei auch einen Blick auf die unterschiedliche Schwerpunktsetzung Speners je nach der Situation der Adressaten. Auch zur Reform des Theologiestudiums äußert er sich in vielfältiger Weise. Weitere Briefe stammen aus seiner späteren Frankfurter Zeit, als Spener zu einem der Wortführer der wachsenden pietistischen Bewegung geworden war. Bedenken und Ratschläge zu verschiedenen Fragen des geistlichen Lebens zeigen die Vielfalt des Denkens Speners.

Die Briefe gewähren abwechslungsreiche, durchaus kurzweilig zu lesende Einblicke in die ‚Anfänge des Pietismus‘. Dazu trägt auch

die Vielfalt nicht nur der Themen, sondern auch der Adressaten bei. Spener wendet sich an Männer und Frauen unterschiedlicher Profession und sozialer Stellung. Die Briefsammlung spricht immer wieder „überzeitliche“ Themen an, wie das Verhältnis von „Volkskirche“ und intensivierter privater Religiosität, Säkularisierungstendenzen und religiöse Toleranz. Stets jedoch erinnern die Briefe auch an die Zeitgebundenheit ihrer selbst und des Wirkens Speners.

Eine wissenschaftlich-kritische Edition der Briefe leistet das Taschenbuch indes nicht. Das muss es aber auch nicht. Speners Briefe werden bereits fortlaufend herausgegeben, hinzu kommt seit wenigen Jahren die Möglichkeit, die zu seinen Lebzeiten gedruckten Briefsammlungen frei digitalisiert im Internet abzurufen. Die in der Reihe *Edition Pietismustexte* erschienene Sammlung zeigt jedoch vorbildlich, wie unter diesen Bedingungen eine für ein größeres Lesepublikum gedachte Edition aussehen sollte. Zahlreiche Fußnoten bieten Erklärungen zur Sprache, Hintergründen und Bezügen; heute ungebräuchliche Abkürzungen werden aufgelöst. Zugleich wird der Leser nicht bevormundet: In der sprachlich angemessenen Übersetzung der lateinischen Briefe werden Schlüsselwörter in der Ausgangssprache in Klammern beigegeben. Schließlich tragen auch ein Nachwort und ein ausführliches Register dazu bei, dass die neu erschienene Briefsammlung für sich durchaus einen Mehrwert beanspruchen kann.

Tobias Dienst



Erik Flügge: „Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“. München 2016, ISBN: 978-3466371556, 160 Seiten für € 16,99.

Ein neues Buch ist angedruckt: Die Revision der Lutherbibel, die seit 1984 unverändert sprachliche Prägekraft behauptete, wird in einer moderaten Überarbeitung pünktlich zum 500. Jubiläum der Reformation veröffentlicht. Ein symbolischer Akt: Arbeit an der Sprache soll Impulse freisetzen zur Reformation der Kirchen unter gegenwärtigen Bedingungen.

Ein neues Buch erfährt kurz nach Veröffentlichung eine zweite Auflage: „Fulminant“ nennt die ZEIT den Weckruf des Kölner Kommunikationsberaters Erik Flügge, der im Ap-

ril 2016 unter dem Titel „Der Jargon der Betroffenheit. Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“ erstmals erschien (München: Kösel, 2016). Neben Beobachtungen, die Flügge bereits ein Jahr zuvor in einem Blogbeitrag formuliert hatte, treten in den Rubriken „Zorn, Angst, Schweigen, Nähe, Hoffnung“ in suggestierter Nähe zum Modell der über Jahrzehnte pastoralpsychologisch gelehrt „Trauerphasen“ weitere Themen zur Kommunikation der Kirchen.

Flügges Fokus liegt dabei (primär) sozialisationsbedingt bei der römisch-katholischen Kirche. Vieles dürfte sich aber in gleicher Weise oder ähnlich für die reformatorischen Kirchen sagen lassen. Das Meiste ist nicht neu: Kirche pflegt überwiegend binnenkirchliche Diskurse, Ästhetiken der 1960er-Jahre, eine Formensprache der beginnenden 1980er Jahre und reproduziert sich selbst aus schmalen Milieus, da ihr ein wirksames *diversity management* schlicht fehlt, wie überhaupt das Bewusstsein für die angemessene Oberflächenpolitik. Vieles werde unter Wert verkauft. Soweit, so wenig neu. Und der leitmotivische Hinweis, dass es auch immer das „Dennoch“ und „Trotzdem“ des ganz Anderen ist – das macht Flügge auch bis zu einem gewissen Grade selbst zum Teil dieser Denkweise. Eine Reihe seiner eigenen Vorschläge ist so stark milieuverhaftet, dass sich mir im Detail die Frage stellt, ob hier nicht eine Milieuverengung gegen eine andere ausgetauscht wird.

Für den Autor dient biografisches Erleben als Argument für die eigene Kirchenbindung, da die Kirche aktuell für Menschen seines Lebensstils wenig Kontaktflächen biete. Interessant ist dabei die Beobachtung, wie kirchliches Kerngeschäft (am Beispiel Seelsorge) in der Sache wertgeschätzt, dabei aber zugleich seiner abständigen Form nach entlarvt wird: In einer Zeit, in der Menschen zunehmend mobil sind und dies auch als selbstverständlicher Teil des eigenen Lebensentwurfs verstanden wird, habe eine sich territorial und parochial verstehende Kirche ein Reichweitenproblem, da in entscheidenden Phasen der Kontakt abbreche und andernorts nicht mehr leicht aufgebaut werden kann, da es sich um gewachsene Vertrauensbeziehungen handle. Hier finden sich im Buch interessante Ideen, ebenso wie auch Andeutungen zum „*Preaching on the streets*“. Hilfreich wären aus meiner Sicht darüber hinaus Hinweise gewe-

sen, was Ungleichzeitigkeiten im Blick auf Lebensstile für die kommunikative Strategie der Kirchen eigentlich bedeuten.

Ich will nicht Einzelnes wiederholen, zu dem in den letzten Wochen schon viel gesagt und geschrieben wurde, sondern ein paar Grundzüge benennen und vor allem eine These versuchen, weshalb dieses Buch, obwohl es wenig aufzeigt, was Kirchenmenschen tragischerweise nicht längst schon wissen könnten, dennoch auf so große Resonanz stößt.

Das Sprachproblem der Kirche wird auf mehreren Ebenen aufgezeigt: Es ist zunächst ein theologisches: Menschen reden von etwas, was kategorial weiterreicht als sie selbst. Dieses Thema, das Flügge anfangs benennt, wird gegen Ende so bearbeitet, dass Sprechen von Gott als Selbstoffenbarung des Sprechers verstanden werden sollte, nicht als Zielgruppenmarketing für diejenigen, die zuhören (132). Das Thema, das das Buch durchzieht, einen weiten Teil der Ausführungen motiviert, aber doch nicht gänzlich aufgelöst werden kann, ist der Umstand, dass RednerInnen ihren Predigten in der Sache nicht das zutrauen, was von ihnen behauptet wird. Dass dieser Umstand nicht ganz aufgelöst werden kann, liegt daran, dass Flügge grundsätzlich dazu tendiert, die Wirksamkeit der Sprache an das geistliche Amt zu binden: Es unterliegt der Wirksamkeit eben dieser Personen, auch in ihrem Einfluss auf die Kontextfaktoren, ob Kommunikation gelingt oder nicht. Diesem Amtsverständnis muss aber eben die Überzeugung von der Sache selbst inhärent sein, damit diese These schlüssig funktioniert. Ein dritter Aspekt ist schließlich die handwerkliche Seite der Rede: Hier halten sich hartnäckig Paradigmen des Abholens/ Anknüpfens/ der lernpsychologischen Modelle, die vor Jahrzehnten gelehrt wurden und sich durch das weit verbreitete Nachahmungslernen in den Kirchen als außerordentlich stabil erweisen. Flügges These: Prediger lernen nur von guten Predigern gut predigen – nicht von Geistlichen, die eigentlich ganz andere Dinge gut können.

Gibt es Bilder für dieses gute kirchliche Reden? Zwei Referenzen durchziehen das Buch dabei leitmotivisch: Zum einen die Orientierung daran, wie Jesus redete. Daraus leitet Flügge ein Verständlichkeitsparadigma ab. Dass Kirchenmenschen regelhaft ein Problem damit haben, sich in unterschiedlichen Kon-

texten angemessen verständlich zu machen, dürfte leider ein Gemeinplatz sein und ist damit weitreichend zustimmungsfähig. Gerade aber im Blick auf die Überlieferung von der Verkündigung Jesu wird man aber doch fragen müssen, ob dies als weiterführender Rekurs hilft: Jesu Gleichnisreden waren allzu oft missverständlich, seine Zeichen im Sand allzu unverständlich, fremdsprachigen Worten maß man geradezu miraculöse Bedeutung bei. Als zweites führt Flügge das ein, was man im Schauspiel das „Privatmoment“ nennt. Freilich distanziert Flügge selbst sich vom theaterpädagogischen Paradigma als angemessenem Ausbildungsskript für geistliche Rollen, eher hat er Personen im Sinne „geistlicher MentorInnen“ im Sinne, die zeigen, wie man „eine Rolle lebt“. Bei Flügge heißt das Privatmoment „reden wie beim Bier“. Intuitiv leuchtet der Hinweis ein, geht es doch darum, die eigenen diskursiven Ressourcen einer Person anzuzapfen und sie engagiert bei der Sache zu erleben. Freilich wird man im gleichen Zuge doch auch Ausführungen dazu erwarten dürfen, wie dieses Setting angesichts des öffentlichen Kontextes verkündigender Rede transformiert werden muss, um zu gelingen – irgendwo zwischen „Habermas’ Hörsaal und der Kita Pustebume“. Hier erschienen mir einige weitere Ausführungen hilfreich, damit konkreter deutlich wird, was der Autor eigentlich genau unter „großen Predigten“ unter gegenwärtigen Bedingungen versteht.

Dass Flügges Buch auf so große Resonanz stößt, dürfte nicht nur daran liegen, dass der Autor ein ausgezeichneter Marketingstrategie ist, sondern an den Assoziationen, die der Titel hervorruft. Darauf möchte ich nicht nur im Sinne einer Etikettierung hinweisen, sondern auch, weil ich den Eindruck habe, dass in der Bearbeitung der damit einhergehenden Themen noch erhebliches Potential liegt. Die Kirchen sprechen Jargon. Dies ist nicht nur ein flottes Wort für das Verdikt der Eigensprachlichkeit, die sich Institutionen und Gruppen zulegen, die regelhaft über zu wenig ernsthaftes Feedback von außen verfügen oder verfügen wollen.

Vielmehr verweist es auf Adornos Rede vom „Jargon der Eigentlichkeit“, mit der er die Ideologisierung im Nachkriegsdeutschland aufzeigt. Wer Jargon nachweist, entlarvt. Adornos Annahme (in: „Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie“ (1964)) ist,

dass Jargon eine Sprache sei, in der der Tonfall so stark dominiere, dass der Inhalt demgegenüber in den Hintergrund trete. Er sei eine „Kernmarke vergesellschafteter Erwähltheit, edel und anheimelnd in eins“, dessen „metaphysischer Gestus ... empathischen Wahrheitsanspruch“ suggeriere. Harter Tobak, wenn man dieses Skript den Ausführungen des zu besprechenden Buches unterlegt. Freilich aber auch Spuren, die die Kirche für die eigene Ideologieanfälligkeit sensibilisieren. Was ich erwarte, ist das, was ich kenne. Freilich folgt auch Flügge selbst dieser Spielregel: Die Kirche, die er fördern will, ist die Kirche, die er kennt – befreit von allem, was Distanz schafft. Pflegt die Kirche Jargon, ist sie gefangen im Dilemma subkultureller Sprachspiele beim gleichzeitigen Auftrag allgemeiner Geltung. Jargon grenzt nach außen ab. Kirche hat aber in ihrem Reden programmatisch das Gegenteil zu erreichen. Damit ist sie in kommunikative Selbstwidersprüche verstrickt, die weit über die Kritik hinausgehen, dass Kirche immer nur erwartbar spreche oder die Erkenntnisleistungen ihrer Adressaten unterschreite (Stichwort: Verwendung von Beispielen aus dem Leben einer Kindertagesstätte).

In der ideologiekritischen Funktion liegt aus meiner Sicht eines der inhaltlichen Hauptverdienste dieses Buches, das mit seiner überaus leichten und kurzweiligen Lesbarkeit ständig herausfordert, darin selbst Suggestionen zu entlarven. Das macht das Buch zu einem Spiel um Ernstes, ohne trivial zu sein. Man sollte darüber nicht betroffen sein, sondern dieses Wort möglicherweise ganz aus dem kirchlichen Sprachspiel streichen. In Flügges Buch spielt der Titelbegriff „Betroffenheit“ nach meiner Wahrnehmung keine Rolle.

Betroffenheit trägt aber in sich die Ambivalenz, von der das Buch durchgängig handelt: Kirchliches Sprechen will betreffen, will relevant sein und Menschen in ihren wesentlichen Lebensfragen bewegen. Damit will Kirche zur Beteiligung motivieren, zur Beteiligung im Glauben, zum Mitmachen in der Kirche und ihren Gemeinden. Zugleich transportiert „Betroffenheit“ aber die Atmosphäre eines negativen, düsteren Dünkels. So ist das Wort in unserer Sprache eindeutig konnotiert. Betroffenheit macht unbeweglich, man folgt einem atmosphärischen Abwärtstrend. Kirche stabilisiert diesen Trend durch Ästhetiken mit zeitlosem Gestus, auf denen sich hartnäckig

ein Staubschleier hält. Daran, so Flügge, werde Kirche „verrecken“, unwürdig sterben.

Auch hier zweierlei: Eigentlich kommt der Kirche eine hohe Dignität zu. Indem kirchliche Repräsentanten und Gemeinden dem sprachlich nicht entsprechen, entwürdigt dies die Kirche und marginalisiert ihre Bedeutung. Flügge übertreibt natürlich (und weiß das vermutlich auch). Theologisch gesehen kann die Kirche nicht „sterben“. Unser Sprechen kann aber – und so verstehe ich die Übertreibung – sehr viel dazu beitragen, ob Menschen das, was sie in Kirchen erleben, als bedeutsam wahrnehmen. Oder den Eindruck mitnehmen, Kirche habe sie „längst aufgegeben“.

Man sollte dieses Buch aus dem Grund lesen, aus dem der Autor angibt, es geschrieben zu haben: Weil es das Augenmerk auf die Anfälligkeiten unseres Sprechens, der kirchlichen Kommunikationskultur im Ganzen legt, die maßgeblich zur Wirksamkeit der Kirche beitragen. Sprache ist zu einem guten Teil schlicht Handwerk. Ein Handwerk, das sich über die Instrumente des 20. Jahrhunderts hinaus weiterentwickelt hat. Die dadurch mögliche Wirksamkeit sollte nicht fahrlässig aufs Spiel gesetzt werden. Dafür ist Flügges Buch ein Symbol, das darüber hinaus auch wichtige Hinweise, für eine binnenkirchliche Leserschaft möglicherweise interessante milieuspezifische Eindrücke und Deutungen, und nicht zuletzt ein kurzweiliges Leseerlebnis bietet.

In wenigen Wochen wird ein neues Buch ausgeliefert. Die Bibel. Ein Klassiker. Mit neuen Worten gesagt. Im Blick auf 2017, im Blick auf Reformation jenseits (bestenfalls) theologiegeschichtlicher Reminiszenzen. Über die Verbreitung neuer Erkenntnisse in der Sache hinaus auch dies ein Symbol – für neues Reden über große Dinge. Das ist der Auftrag der Kirche, zu dem beide Bücher aufhelfen wollen.

Dr. Friederike Erichsen-Wendt



Joachim Köhler: Luther! Biographie eines Befreiten. Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2016, 408 Seiten, 18 Abbildungen, gebunden, für € 22,90. ISBN 978-3-374-04420-7

Dieses zum Reformationsjubiläum 2017 erschienene Buch wird in der Verlagswerbung als „brillante Biographie“ gekennzeichnet, die mit Sympathie und beeindruckendem psycho-

logischen Gespür geschrieben sei (vgl. chrismon 7/2016, S. 45).

Doch muss der Rezensent bekennen, dass er bei der Lektüre auf manche Mängel gestoßen ist. So wird etwa die Reliquienfrömmigkeit zur Zeit Luthers, die bei Ausstellungen unter Historikern und Kunst- sowie Kulturgeschichtlern aktuell verstärkt Aufmerksamkeit findet, nicht erklärt. Stattdessen bedient der Autor moderne Vorurteile und macht sich effektvoll lustig. Auch das Ablasswesen wird leider verzerrt dargestellt, indem Missstände aufgehäuft werden, um möglichst viel Kopfschütteln zu erregen. Man hat den Eindruck, dass oft Sachverhalte herabgesetzt werden, um die Hauptfigur im Kampf dagegen in hellem Licht erscheinen zu lassen. Allerdings hat Martin Luther solche journalistischen Tricks gar nicht nötig.

Seine eigene Sprache im Umgang mit Gegnern ist natürlich oft genug verführerisch. Erwünscht ist trotzdem eine Biographie, die Vergangenes so darstellt, dass es insgesamt heute verstanden werden kann. Dem Buch hätte mehr historische Wissenschaftlichkeit und weniger journalistische Effekthascherei gut getan. So, wie es sich jetzt präsentiert, wird es sicherlich bald überholt sein. Auch in ökumenischer Hinsicht vertieft es eher Gräben, statt Brücken zu bauen.

Martin Zentgraf

PRESSEINFOS

Lebenshilfe sagt geplanten Gesetzen den Kampf an

Mit dem Bundesteilhabegesetz und Pflegestärkungsgesetz III drohen massive Verschlechterungen für Menschen mit geistiger Behinderung – Petition ist gestartet.

„Bundesteilhabegesetz und Pflegestärkungsgesetz III können so nicht bleiben.“ Das teilt Ulla Schmidt mit, die Bundesvorsitzende der Lebenshilfe und Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages. „Das Gesetzespaket“, so Ulla Schmidt weiter, „enthält zwar Fortschritte, die auf langjährigen Forderungen der Lebenshilfe beruhen, aber die drohenden Verschlechterungen für Menschen mit geistiger Behinderung sind inakzeptabel. Besonders die Ausweitung des Ausschlusses von Leis-

tungen der Pflegeversicherung im Pflegestärkungsgesetz ist eine Diskriminierung von Menschen, die als Versicherte Beiträge zahlen!“

Die Lebenshilfe mit ihren über 500 örtlichen Vereinigungen und 130.000 Mitgliedern hat daher eine bundesweite Protest- und Aufklärungskampagne gestartet und ruft dazu auf, eine Petition zu den Gesetzesentwürfen zu unterzeichnen. Das Motto lautet

#TeilhabeStattAusgrenzung;

Ziel ist es, die Forderungen der Lebenshilfe für gute Teilhabe und Pflege den Abgeordneten und der breiten Öffentlichkeit deutlich zu machen. Ulla Schmidt: „Wir wissen, dass diese sozialpolitischen Großvorhaben für viele Außenstehende sehr kompliziert sind. Wir werden es jedoch nicht zulassen, dass am Ende die Schwächsten, die Menschen mit geistiger Behinderung, als Verlierer dastehen. Wir müssen allen klarmachen, was die Folgen dieser Gesetze sind. Und wir werden gegen die Verschlechterungen durch das Pflegestärkungsgesetz III und für ein Bundesteilhabegesetz kämpfen, das diesen Namen auch verdient.“

Das Bundesteilhabegesetz regelt die Eingliederungshilfe neu. Von den derzeit rund 860.000 Beziehern der Eingliederungshilfe hat die Mehrheit – über eine halbe Million – eine geistige Behinderung. Bleibt die Reform so, wie sie ist, hat das laut der Lebenshilfe schwerwiegende Auswirkungen: Manche Menschen mit geistiger Behinderung müssen fürchten, ganz aus dem Hilfesystem herauszufallen. Anderen droht, dass sie gegen ihren Willen mit anderen zusammen wohnen müssen oder in Pflegeeinrichtungen abgeschoben werden. Wieder andere müssen bangen, ihr Zuhause zu verlieren, weil ihre Wohnstätte nicht mehr ausreichend finanziert wird und schließen muss.

Die Lebenshilfe fordert daher, dass ...

1. ... Menschen mit Behinderung und Pflegebedarf künftig nicht von den Leistungen der Pflegeversicherung ausgeschlossen werden. Umgekehrt darf ihnen auch nicht die Eingliederungshilfe verwehrt werden, weil sie neben ihrer geistigen Behinderung einen Pflegebedarf haben. Sie brauchen für Teilhabe beide Formen der Unterstützung. Der Verschiebebahnhof zwischen Eingliederungshilfe und Pflege muss aufhören!

2. ... der Zugang zu den Leistungen der Eingliederungshilfe nicht so begrenzt wird, dass

Menschen, die in weniger als fünf Lebensbereichen Einschränkungen aufweisen, von den Leistungen ausgeschlossen werden. Eine solche Hürde ist zu hoch!

3. ... Menschen mit Behinderung nicht gezwungen werden können, gemeinsam mit Anderen Leistungen in Anspruch zu nehmen, z.B. beim Wohnen und in der Freizeit. Das ist das Gegenteil von Selbstbestimmung und führt zu Ausgrenzung statt Teilhabe!

4. ... die Kosten der Unterkunft für das Wohnen in Wohnstätten nicht willkürlich begrenzt werden. Wenn das Wirklichkeit wird, droht vielen Wohnstätten für Menschen mit geistiger Behinderung das finanzielle Aus, und die dort lebenden Menschen verlieren ihr Zuhause!

5. ... Menschen mit einer geistigen Behinderung nicht von den verbesserten Regelungen im Bundesteilhabegesetz zur Heranziehung ihres Vermögens ausgeschlossen werden. Auch sie haben ein Recht auf ein Sparbuch!

Die Petition kann unterzeichnet werden unter <https://www.change.org/p/teilhabe-statt-ausgrenzung-von-menschen-mit-geistiger-behinderung>

Quelle: Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V.



BOBBY 2016 geht an „Nur eine Handvoll Leben“ und Annette Frier

Medienpreis der Lebenshilfe würdigt den sensiblen Umgang mit dem Thema Pränataldiagnostik

Berlin/Köln. In diesem Jahr geht der BOBBY an die Schauspielerin Annette Frier und den WDR-Fernsehfilm „Nur eine Handvoll Leben“, der am 23. März um 20.15 Uhr im Ersten ausgestrahlt wurde. Der Medienpreis der Lebenshilfe würdigt den sensiblen Umgang der TV-Produktion mit dem Thema Pränataldiagnostik.

Der Film zeigt, wie Eltern von einem Moment auf den anderen vor die Entscheidung über Leben und Tod gestellt werden. 3,2 Millionen Zuschauer fiebern zur besten Sendezeit vor den Bildschirmen mit – und fragen sich: Was würde ich tun? Am Ende entscheidet sich die Mutter, gespielt von Annette Frier, gegen einen Schwangerschaftsabbruch: Ihr Kind mit dem Gendefekt Trisomie 18 soll selbst bestimmen können, ob es leben will.

„In einer Zeit, in der ein solcher Befund fast immer zur Abtreibung führt, macht der Film Eltern Mut, ihr behindertes Kind anzunehmen. Er setzt ein Zeichen für das Leben, lässt aber auch andere Sichtweisen und Haltungen zu und kommt dabei ohne moralischen Zeigefinger aus“, so die Lebenshilfe-Bundesvorsitzende Ulla Schmidt.

Hauptdarstellerin Annette Frier verkörpert die Mutter so überzeugend, dass ihr die Zuschauer gebannt auf Schritt und Tritt folgen: von der niederschmetternden Diagnose bis zum Entschluss, das Kind auszutragen, um schließlich seinen Tod gemeinsam in der Familie zu betrauern. „Nur eine Handvoll Leben“ ist berührend, packend und aufklärend zugleich: So erfährt ein Millionen-Publikum, was werdende Eltern über Pränataldiagnostik wissen sollten, bevor sie womöglich mit einer Entscheidung über Leben und Tod konfrontiert werden. Ulla Schmidt: „Damit leistet der Film im wahrsten Sinne des Wortes Lebenshilfe und hat eine überaus wichtige gesellschaftliche Diskussion im Sinne behinderter Menschen vorangebracht.“

Mit dem BOBBY, benannt nach seinem ersten Preisträger Bobby Brederlow, einem Schauspieler mit Down-Syndrom, würdigt die Bundesvereinigung Lebenshilfe seit 1999 vorbildliches Engagement für Menschen mit Behinderung, das aufklärt und Vorurteile gegenüber Menschen mit Behinderung abbaut. Der Lebenshilfe-Medienpreis wird dieses Jahr zum 17. Mal verliehen. Er ist nicht mit einem Preisgeld verbunden. Zu den bisherigen Preisträgern gehören neben anderen: FC Bayern München (2015), Kai Pflaume (2014), Guildo Horn (2007) und Günther Jauch (2003).

Der BOBBY 2016 soll im November verliehen werden und wird gefördert von der Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge, den Versicherern im Raum der Kirchen.

„Nur eine Handvoll Leben“ ist noch in der Mediathek der ARD zu sehen.

Gewalt im Namen Gottes

Von Freitag, den 28. Oktober bis Sonntag, den 30. Oktober 2016 findet in der Evangelischen Tagungsstätte Hofgeismar eine Tagung unter dem Titel „Glaube und Vernunft in den Weltreligionen. Judentum, Christentum, Islam und Bahai“ statt. Geleitet wird sie von Prof. Dr. Werner Zager vom Bund für Freies Christentum und von Karl Waldeck, dem Direktor der Evangelischen Akademie Hofgeismar.

Dem Ägyptologen Jan Assmann zufolge ist mit den monotheistischen Religionen eine bestimmte Form der Legitimation von Gewalt zuallererst in die Welt gekommen: die Gewalt im Namen Gottes. Dabei handele es sich um die Gewalt, mit der die Welt – die westliche und die östliche – heute konfrontiert ist und die uns, besonders nach den Ereignissen des 11. September 2001, zu schaffen macht, bis hin zu den brutalen Terroranschlägen im Januar und November 2015 in Paris sowie im März 2016 in Brüssel.

Entsprechend der Sicht Assmanns führt die Unterscheidung von wahr und falsch in der Religion zur Ausbildung einer Orthodoxie, die das vermeintlich Falsche in der eigenen Gruppe ausmerzt und gewalttätig gegen die Abtrünnigen vorgeht. Dass ein solches Religionsverständnis nicht mit einer aufgeklärten Gesellschaft kompatibel ist, liegt auf der Hand.

Umso wichtiger ist es, dass die liberalen Kräfte und Strömungen in den monotheistischen Weltreligionen gestärkt werden, um ein friedliches Zusammenleben von Angehörigen verschiedener Kulturen und Religionen in einer freiheitlichen Demokratie zu fördern. Für das eigene religiöse Selbstverständnis ist daher von zentraler Bedeutung, wie Glaube und Vernunft so aufeinander bezogen werden können, dass es möglich ist, sowohl in der eigenen Religion beheimatet zu sein als auch die pluralistische Gesellschaft zu bejahen.

Als Referenten konnten unter anderem Prof. Dr. Christian Wiese („Offenbart sich Gott immer wieder neu? Glaube und Vernunft im liberalen Judentum“) und Rabeya Müller gewonnen werden („Historisch-kritische Auslegung des Korans? Glaube und Vernunft im liberalen Islam“). Letztere ist die stellvertretende Vorsitzende des Liberal-islamischen Bundes aus Bendorf, Ersterer seit 2010 Inhaber der traditionsreichen Martin-Buber-Professur an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main.

Detaillierte Informationen zum Tagungsablauf sowie eine Möglichkeit zur Online-Anmeldung finden Sie online unter www.akademie-hofgeismar.de. Anmeldungen sind auch per E-Mail unter Angabe der Tagungsnummer 16129 möglich.

AUCH DAS NOCH

Überschrift aus der Nordsee-Zeitung:

3. Ökonomisches Tauffest im Weserstrandbad

Inhalt:

Editorial	110
Kirche sein im Zwischenraum Evangelische Kirche vor den Herausforderungen der Migration <i>Dietmar Burkhardt</i>	111
Lutherversessenheit und Gottvergessenheit Reformation feiern im säkularen Kontext <i>Bernd Jaspert</i>	114
Parlamentarischer Hürdenlauf Rückblick auf die 12. Landessynode (2010–2016) der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck <i>Rudolf Schulze</i>	121
Eine integrative Kraft seit 125 Jahren Rückblick auf die Jubiläumsfeier des Pfarrvereins EKKW	125
Der Schwestern und Brüder gedenken In memoriam <i>Irene Umbach</i>	126
Presseinfos	126/127 131/132
Für Sie gelesen	127
Persönliche Nachrichten	133
Tagungshinweis	135
Auch das noch	135

Für unverlangt eingesendete Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Die Schriftleitung behält sich vor, Beiträge, Leser/innen-Reaktionen etc. nicht zu publizieren bzw. zu kürzen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Pfarrvereine oder der Schriftleitung wieder. Namentlich gekennzeichnete Beiträge verbleiben mit allen Rechten bei den Autoren und Autorinnen.

Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den namentlich gekennzeichneten Beiträgen kann der Herausgeber keine Haftung und Gewährleistung übernehmen; sie werden jedoch nach bestem Wissen und Gewissen wie Verhältnismäßigkeit des Einsatzes von Mitteln und Ressourcen überprüft.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Impressum:

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Kirchenkreisamt Marburg, Universitätsstr. 45, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrverein.

Schriftleitung und Redaktionsanschrift: Pfr. Ingo Schütz, Amselweg 19, 65760 Eschborn, Tel. (0 61 73) 9 89 26 50.
E-Mail: ingo.schuetz@pfarrverein-ekhn.de

Redaktionskommission: Pfr. Frank Illgen, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel. (05 61) 400 79 89, pfarrverein@ekkw.de; Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein, Freiligrathstr. 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 3075-280, Fax 3075-29-281
Pfr. Dierk Glitzenhirn, Frankenhainer Weg 55, 34613 Schwalmstadt-Treysa, Tel. (0 66 91) 9 68 56 92;
Pfrin. Susanne Holz-Plodeck, Rheinstr. 3a, 65597 Hünfelden, pfarramt-huenfelden-dauborn@t-online.de;
Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Genungen, Tel. (0 56 62) 44 94, Fax (0 56 62) 67 45.

Druck: Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.

Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.
ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 2. 9. 2016